

DIE WELTWOCHEN



Die Cassis-Doktrin

Ein beweglicher Aussenpolitiker übt den Spagat.

Von Erik Ebnetter und Philipp Gut

Gottfried vs. Keller

Schweizer Weltliterat zwischen Goethe und Gorki.

Von Thomas Hürlimann

So profitiert die EU von der Schweiz

Die Rosinenpicker sitzen in Brüssel. *Von Christoph Mörgele*

Schweizer Weltwunder
Wie die erste Uhr
auf den
Mond kam

4 194407 006904 28



Der neue GLC. Das Upgrade für Ihren Lifestyle.

Der neue GLC begeistert mit modernsten Technologien, einem neuen Bedienkonzept und innovativen Fahrerassistenzsystemen. Seine kraftvollen Linien und der stark konturierte Kühlergrill betonen den sportlichen Charakter. Wo auch immer Sie unterwegs sind, der GLC SUV setzt neue Standards für Ihre Fahransprüche. Buchen Sie noch heute eine Probefahrt unter www.mercedes-benz.ch/GLC



Bei unserem Treffen unweit von Salzburg trank er Red Bull, das neue österreichische Nationalgetränk. Aber auch ohne Energydrink sprüht Herbert Kickl nur so vor Tatendrang. Er habe noch einiges vor, verrät der scharfzüngige FPÖ-Politiker, der bis zur Ibiza-Affäre und zum Zusammenbruch der schwarz-blauen Koalition als Innenminister mit revolutionären Ideen Furore machte. Es bleibe sein Ziel, die österreichische und die europäische Asylpolitik vom Kopf auf die Füße zu stellen. Wie er das bewerkstelligen will, erzählt der Arbeitersohn, Philosoph und Hegel-Bewunderer im grossen Interview mit Philipp Gut. Unser Reporter war beeindruckt: Er habe selten einen so klaren und sachorientierten No-Bullshit-Politiker gesehen, meldete er nach dem Gespräch an die Redaktion. Seite 46



Die wichtigen Themen unserer Zeit: Autor Bärfuss.

Kurz vor Redaktionsschluss erreicht uns die Meldung, dass Lukas Bärfuss den Georg-Büchner-Preis erhält, die wichtigste Literaturauszeichnung im deutschsprachigen Raum. Herzliche Gratulation! Selbst wenn man seine Meinung oft nicht teilt, so muss man sagen: Bärfuss nimmt die wichtigen Themen unserer Zeit auf, mit ihm kann man sich streiten, über ihn kann man sich ärgern – solche Leute tun dem demokratischen Diskurs gut. Vor ihm haben nur drei Schweizer den Preis erhalten, Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt und Adolf Muschg. Zu Gottfried Kellers Zeiten gab es diese Auszeichnung noch nicht, sonst hätte er sie womöglich auch erhalten. Der grosse Schweizer Autor wäre in diesen Tagen 200 Jahre alt geworden. In unserem Literatur-Schwerpunkt schreibt Schriftsteller Thomas Hürlimann – auch er ein würdiger Anwärter auf den Büchner-Preis – was Keller für ihn so einzigartig macht. Seite 58

Im aargauischen Möriken-Wildeggen prügelt ein Realschüler eine 62-jährige Lehrerin spitalreif, weil sie kontrollieren will, ob er ein Messer mitführt. Die *Aargauer Zeitung* machte den Fall per Kurzmeldung publik, *Blick* und *20 Minuten* kopierten diese. Redaktor Alex Baur wollte es genauer wissen. Wie seine Recherchen zeigen, handelt es sich beim Täter um einen 14-jährigen Syrer, der aus religiösen Motiven die halbe Schule terrorisierte. Nur ein Einzelfall? Um das zu beurteilen, muss man erst wissen, was überhaupt passiert ist. Verdrängen und beschönigen hilft nicht weiter. Seite 30

Ihre Weltwoche



Alle Seiten: Klima-Beilage der Weltwoche.

Die Weltwoche empfängt gelegentlich Schüler mit ihren Lehrern auf der Redaktion. Dabei ergeben sich stets spannende Debatten. In den letzten Monaten ging es immer um das eine: das Klima. In ihrer freiheitlichen Tradition hat sich die Weltwoche auch bei diesem Reizthema nie gescheut, unbequemen Thesen und Autoren jenseits der gängigen Slogans ein Forum zu bieten. Unsere jungen Gäste nahmen die Herausforderung zur Debatte ohne Ausnahme mit erfrischendem Elan an. So haben wir uns entschlossen, das beiliegende Sonderheft der Jugend zu widmen: «Klimawandel für die Schule». Selbstverständlich ist das Heft mit Top-Autoren aus aller Welt auch für Erwachsene geeignet und kann bei Bedarf hier kostenlos nachbestellt werden: verlag@weltwoche.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (Wirtschaft)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Michael Bahnert, Rico Bandle (Leitung Kultur), Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana, Urs Gehrig (Leitung Ausland), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller (Volontär)

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (Los Angeles), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (New York), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (Art-Director), Karin Erdmann
Bildredaktion: Jasmin Karim (Assistentin)
Korrektur: Cornelia Bernegger (Leitung), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Katharina Dillier, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (Leitung), Inga Huber

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (Leitung)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: GLA United
Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Guido Bertuzzi
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Ihr Immobilienraum?



4 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d. Limmat**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum



4 ½ - 6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 895'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.wilerbuch.ch



1.5 Zi., 3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 1'400.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8413 **Neftenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus
8118 **Pfaffhausen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'180'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 880'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'290'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 770'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.duo-dietikon.ch



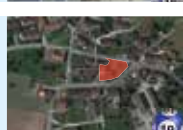
6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug ab Herbst 2020
www.nidolino-ottenbach.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8143 **Stallikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 15
Sorry, es sind leider alle Einheiten verkauft!
Preis 950'000.-, Bezug erfolgt
www.zuerikon.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis ab 935'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8484 **Weisslingen**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'110'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.paradislig.ch



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'790'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8127 **Aesch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'790'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.sparrenberg.ch



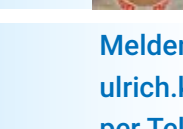
5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8458 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'790'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.sparrenberg.ch



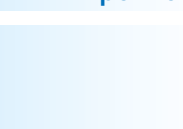
3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'115'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.leuberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 495'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.ammuelibach.ch




4 ½ Zi. Attika-Terrassenhaus
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis 2'040'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.mira-birchwil.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 495'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.ammuelibach.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?

Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder
per Telefon 052 235 80 00.

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.ch

You Tube 
Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden Immobilienmessen teil:
EIGENHEIMMESSE SCHWEIZ Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
5. - 8. Sept. 2019, Messe Zürich, Halle 6
SVIT Immobilien-Messe in Zürich
27. - 29. März 2020, Lake Side Zürich

Stand Juni 2019

Die Schweiz steht noch

Wer hat noch Angst vor der EU?
Der Schweizer Börse geht es prächtig. Von Roger Köppel

Unter den Schweizer Medien ist die *Neue Zürcher Zeitung* (NZZ) am leidenschaftlichsten für den institutionellen EU-Rahmenvertrag.

Chefredaktor Eric Gujer schrieb mehrere wohlwollende Editorials. Leute oder Parteien, die diesen Vertrag nicht wollen, werden als Provinzler, als Gestrige abgestempelt.

Es war auch die NZZ, die in monatelanger, anschwellend panischer Berichterstattung bis Ende Juni die grosse Angst vor dem EU-Börsenboykott schürte.

Zum Hintergrund: Die EU drohte der Schweiz mit der Nichtanerkennung der hiesigen Börse, sollte der Bundesrat das von der EU erpresserisch gewollte Rahmenabkommen nicht unterzeichnen.

Seit Anfang Monat ist der Börsenboykott Tatsache. Und siehe da: Die Schweiz steht noch. Der Börse geht es blendend. Und in der



Abwehrdispositiv: Finanzminister Maurer.

NZZ ist plötzlich keine Zeile mehr darüber zu lesen.

Das sind erfreuliche Nachrichten in mehrfacher Hinsicht.

Erstens: Der Bundesrat hat seit langem erstmals einer EU-Erpressung die Stirn geboten. Trotz Drohungen gegen die Schweizer Börse hat er den Rahmenvertrag noch nicht unterschrieben.

Zweitens: Der Bundesrat, namentlich Finanzminister Maurer, hat nicht nur nein gesagt. Er hat für die Börse auch ein Abwehrdispositiv gebaut.

Folge: Die Schweizer Börse profitiert vom EU-Boykott, weil Schweizer Titel jetzt zwingend an der Schweizer Börse gehandelt werden müssen.

Drittens: Viele Schweizer merken, dass sich die EU-Drohung als Luftheuler erweist. Die Aura des Schreckens, die Brüssel zur Einschüchterung verbreitet, hat ihren Schrecken eingebüsst.

Viertens: Die EU wird über kurz oder lang den Börsenboykott, den sie an sich nie wollte, sondern nur als Instrument zur Erpressung des Rahmenabkommens benutzte, wieder aufgeben.

Warum? Weil auch die EU realisiert, dass sie mit ihrer fruchtlosen Börsendiskriminierung den Rahmenvertrag nicht bekommen wird.

Daraus folgt fünftens die Hoffnung, dass die Schweizer Regierung etwas Mut schöpfen wird. Möglicherweise wird der Bundesrat angstbefreiter in künftige Konflikte mit der EU steigen.

Die Zeit spielt für die Schweiz. Bald wird in Grossbritannien ein neuer Premier herrschen. Er dürfte aller Voraussicht nach Boris Johnson heissen.

Boris Johnson hat angekündigt, dass er – anders als Vorgängerin Theresa May – durchaus einen vertragslosen Brexit anstrebt, Hauptsache, raus aus der EU.

Die Briten haben genug von den ständigen Erpressungen und der arroganten Oberlehrer-Attitüde in Brüssel.

Das wäre der nächste Schlag für die EU. Denn selbst wenn die Briten kurzfristig etwas unter dem vertragslosen Brexit litten, die Insel ginge nicht unter.

Höchstwahrscheinlich würde keines der Horrorszenarien, die Brüssel aus Eigeninteresse über den Brexit streut, eintreten. Ähnlich wie auch die Schweiz nach dem EWR-Nein 1992 nicht implodierte.

Die Wahrheit ist: Die EU überschätzt sich. Die Eurokraten tun so, als ob sich alles in Europa nur um sie dreht: Frieden, Wohlstand, Arbeitsplätze – alles nur dank der EU.

Vermutlich ist es etwas komplizierter als diese selbstschmeichlerische Diagnose. Die EU hat ihre Verdienste, und sicher ist der gemeinsame Markt ein Trumpf.

Der Glaube aber, dass Handel und Wirtschaft nur dank den Eurokraten blühen, ist Einbildung. Es sind die Unternehmen, die dank guten Produkten und Dienstleistungen Wohlstand schaffen.

Diese Unternehmen haben Kunden, und diese Kunden kaufen die Produkte nicht deshalb, weil Grossbritannien in der EU ist. Sie kaufen, weil sie die Produkte wollen.

Deshalb kämpft die EU so verbissen gegen die Brexit-Briten und die unabhängigen Schweizer. Europäische Staaten, die ausserhalb der EU Erfolg haben, sind eine Bedrohung für die EU.

Warum eine Bedrohung?

Weil die Schweiz und bald auch die Briten den europäischen Bürgern zeigen, dass es gute Alternativen gibt.

Dass die EU nicht das allein seligmachende alternativlose Paradies ist, als das sie die EU-Staatschefs gelegentlich hinstellen.

Die Eurokraten behaupten, die wachsende EU-Skepsis in Europa, die sie als «populistisch» bezeichnen, sei eine Bedrohung für die Demokratie.

Für die Eurokraten sind nur die Parteien demokratisch, die mehr EU und nicht weniger



Hauptsache, raus: Premier-Kandidat Johnson.

EU wollen. Für sie ist Demokratie nicht ein Verfahren, sondern eine Gesinnung, vornehmlich die eigene.

In Wahrheit ist es umgekehrt: Die EU-kritischen Parteien sind nicht die Gegner, sondern Symptome des Durchbruchs von mehr Demokratie und demokratischer Vielfalt in Europa.

Der Zeitgeist, der Trend sind gegen die EU. Das grossräumige Gebilde mit den unüberschaubaren Strukturen und Entscheidungen über die Köpfe der Bürger hinweg steht zusehends quer in der Landschaft.

Technologischer Wandel, Digitalisierung sind Treiber der Demokratisierung: mehr Macht für die Kleinen, für die Konsumenten, für die Bürger; weniger Macht für die Mächtigen. Ohne das Westfernsehen wäre die Sowjetunion viel später untergegangen.

Der Versuch, die Schweiz mit Hilfe eines Rahmenabkommens enger an die EU zu binden, ist ein Rückfall in die Vergangenheit.

Mehr Freiheit und Eigenverantwortung, weniger EU: Das sind die Forderungen der Stunde, wohin man in Europa blickt.

Rahmenabkommen hiesse, dass in der Schweiz nicht mehr die Schweizer, sondern die Eurokraten bestimmen. Niemand kann das ernsthaft wollen.

Die Schweizer Börse floriert trotz EU-Erpressungen. Grossbritannien wird durch einen vertragslosen Brexit nicht im Meer versinken. Es gibt Leben ausserhalb der Europäischen Union.

Je mehr die Teufelchen verblassen, die die EU an die Wand malt, um ihren Kritikern Angst einzujagen, desto zahlreicher und selbstbewusster werden die Leute, die auf einmal realisieren, dass es ohne Bevormundung aus Brüssel nicht schlechter, sondern besser geht.



Unsinkbar: Kolumnisten-Legende Taki. S. 20



Empathie und Distanz: Autorin Singer. S. 64



«Ich habe immer versucht, einen Kontrapunkt zu setzen.»

Politiker Kickl: Seite 46

Titelgeschichte

- 16 **Ignazio Cassis**
Kunstturner der Aussenpolitik
- 18 **Pilatus-Flugzeugwerke**
Beamte schiessen Vogel ab

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentare**
Die Schweiz, der Prügelknabe der EU
- 10 **Umwelt**
Fünf vor zwölf
- 11 **Eilmeldung** Bundesrat schaut
EU-Rechtsbruch tatenlos zu
- 12 **Köpfe der Woche** Ein Team von Leyen
- 22 **Mörgeli**
«Nur ein indirekter Schaden»
- 22 **Bodenmann**
Trump senkt Deutschlands CO₂
- 25 **Medien**
Die neue Vierfältigkeit
- 25 **Die Deutschen**
Gleichschaltung

Inland

- 28 **Bilaterale**
Wie die EU von der Schweiz profitiert
- 30 **Schulen**
Im Namen Allahs
- 34 **Bundesrichter**
Diskrete Machtarithmetik
- 35 **Aurelia Frick**
Abrechnung im Fürstentum
- 36 **Energiepolitik**
Offenbarungseid im Bundeshaus
- 37 **Diplomatie**
Mexikanische Irritation
- 38 **Sie trifft den Nerv**
Sprachpolizei im Zürcher Gemeinderat

Ausland

- 39 **Griechenland**
Zurück in die Mitte
- 40 **Neue EZB-Chefin**
Was bedeutet Lagarde für den Euro?
- 50 **Emmanuel Macron**
Europa wird französisch
- 52 **Die chinesische Sicht**
Die Wahrheit zur Xinjiang-Frage
- 53 **Amerika**
Trump: Konsistent inkonsistent
- 54 **Rio Grande**
Ein Bild und seine Geschichte
- 55 **Inside Washington**
Detektiv Trump

Kultur & Gesellschaft

- 20 **Letzter seiner Art**
Zu Besuch bei Taki
- 32 **Aufstand der Erb-Linken**
Kampf um das Kulturhaus «Kosmos»
- 42 **Weltraum und Zeit**
Wie Omega auf den Mond kam
- 44 **Raynald Aeschlimann**
«Der ultimative Zeitmesser»
- 56 **Ikone der Woche**
Kevin Spacey

Literatur-Extra

- 58 **Thomas Hürlimann**
Der doppelte Keller
- 61 **Schweizer Klassiker**
Gedanken des jungen Keller
- 62 **Markus Gasser**
Literatur und Liebe
- 64 **Verbotene Sehnsucht**
Lea Singers «Klavierschüler»
- 65 **Weibliche Triebzone**
Leïla Slimanis Neuling

- 66 **Wir werden immer dümmer**
Woran liegt das?
- 67 **Lesen mit Karin Keller-Sutter**
Pestalozzi-Kalender im 101. Jahr
- 67 **Max Wey** Müder Euro

Interview

- 46 **FPÖ-Spitzenpolitiker Herbert Kickl**
«Wir werden die Deutschen in die Zange nehmen»

Rubriken

- 9 **Im Auge** Véronique Rabiot,
Fussballagentin
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf I** João Gilberto
- 26 **Darf man das?**
- 26 **Leserbriefe**
- 27 **Fragen Sie Dr. M.**
- 51 **Nachruf II** Christopher Booker
- 68 **Die Bibel** Ein Speisungswunder
- 68 **Kino** «Yesterday»
- 69 **Knorrs Liste**
- 69 **Jazz** Julian Lage
- 70 **Thiel** Recht
- 70 **Namen** Seifenoper um «Herzbaracke»
- 70 **Fast verliebt** Unter der Knute
- 71 **Unten durch** Halbmarathon
- 72 **Wein** Urs Pircher, Rauschling 2018
- 72 **Salz & Pfeffer** Brasserie «Le Central»,
Trouville-sur-Mer (F)
- 73 **Auto** Hyundai Kona electric
- 74 **Tamaras Welt**
Alt, weiss und weise

Inspirierend seit 1861.

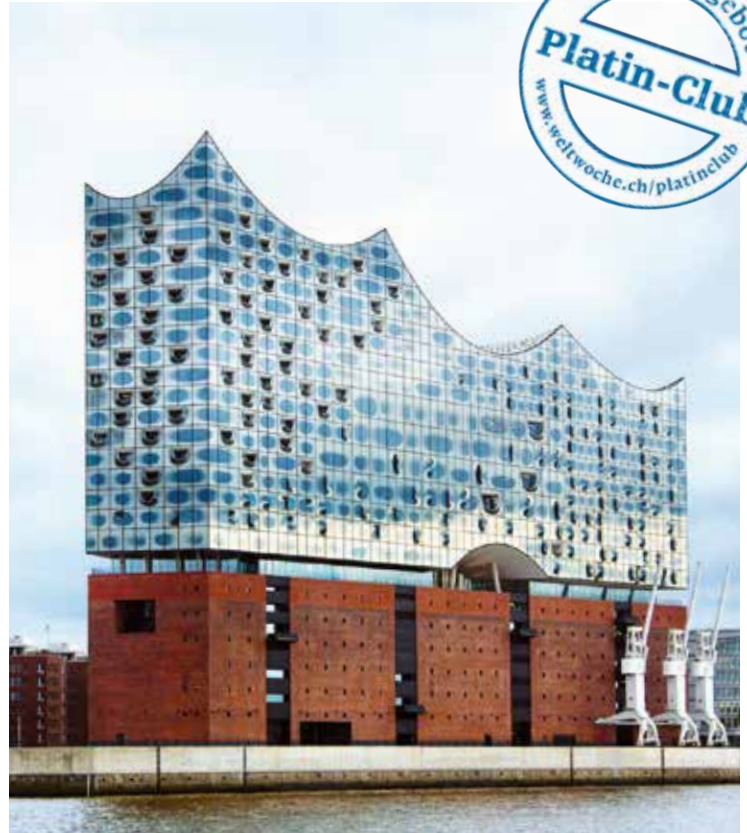
Innovatives Banking
auf Augenhöhe mit der Zeit.



Noch nie waren Kommunikationswege so einfach, kurz und schnell. Dank unserer hochmodernen digitalen Lösungen profitieren davon auch unsere Kunden. Sie entscheiden, wann Sie Ihre Geschäfte abwickeln. Bequem, einfach und unter modernsten Sicherheitsstandards. Denn kluge Lösungen sind die härteste Währung. www.llb.li

 **Liechtensteinische
Landesbank**¹⁸⁶¹

Tradition trifft Innovation.



© Mediaserver Hamburg

VIP-Konzertreise «Klangerlebnis Elbphilharmonie»

Hörgenuss am Tor zur Welt

Im Grossen Saal der Elbphilharmonie erwartet Sie ein akustischer Leckerbissen der besonderen Art. Das Konzert mit Ksenija Sidorova, der vielfach ausgezeichneten «Princess of the Accordion», wird Sie begeistern. Entdecken Sie Hamburgs faszinierende Facetten auf unserer 3-tägigen Exkursion.

Speicherstadt und Hafen-City, die Alster-Arkaden oder die berühmte Hauptkirche St. Michaelis, genannt «Michel»: Mit seinen Attraktionen begeistert Hamburg Besucher aus aller Welt. Offenheit, Tradition und eine Prise Frivolität prägen die Hansestadt mit Europas drittgrösstem Seehafen.

Auf Ausflügen unter kundiger Leitung entdecken wir die pulsierende Handelsmetropole. Im Traditionslokal «Schifferbörse» oder beim Imbiss in der «Kajüte» lernen wir die typische Gastronomie kennen. Wir logieren im 4-Sterne-Designhotel «Barceló Hamburg», das mit seiner zentralen und trotzdem ruhigen Lage direkt am Lebensnerv der Stadt angeschlossen ist.

Höhepunkt ist Hamburgs klingendes Wahrzeichen: die Elbphilharmonie. Wir besichtigen die Plaza - die Aussichtsplattform - den gläsernen Neubau. Im Grossen Saal erleben

wir dann die Darbietung der Akkordeonistin Ksenija Sidorova mit orchesterlicher Begleitung. «Schiff ahoi!» heisst es am letzten Tag. Die Hafentrundfahrt auf einer Barkasse sowie nach dem Mittagessen eine Verkostung edler Kaffeesorten in der Rösterei Burg krönen unsere Exkursion. Wer daran nicht teilnehmen möchte, hat die Zeit zur freien Verfügung.

Das detaillierte Reiseprogramm und ein Anmeldeformular finden Sie unter www.weltwoche.ch/platin-club.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Konzertreise «Klangerlebnis Elbphilharmonie»

Reisetermin:
1. bis 3. Oktober 2019

- Leistungen:**
- Flug Zürich-Hamburg-Zürich
 - Luftverkehrssteuer, Flughafen- und Sicherheitsgebühren
 - Transfer Flughafen-Hotel-Flughafen
 - Zwei Übernachtungen mit Frühstücksbuffet
 - Abendessen in der «Schifferbörse» (1. Tag)
 - Mittagsimbiss in der «Kajüte» (2. Tag)
 - Stadtrundfahrt «Kulturstadt Hamburg»
 - Ausflug «Hafen-City und Speicherstadt»
 - Konzertkarte (Kategorie 1)

Preis:
Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1495.-
Für Nichtabonnenten: Fr. 1795.-
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 240.-

Buchung:
Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch.

Veranstalter:
Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

Lieblingsprügelknabe Schweiz

Von *Derk Jan Eppink* — Der Brexit ist für Brüssel eine massive Bedrohung. Die Briten sollen bestraft, den Schweizern soll eine Zwangsjacke verpasst werden. Ich war selber an EU-Strafexpeditionen nach Bern dabei.



Zentralismus über alles: Ex-Kommissionspräsident Barroso.

José Manuel Barroso, ehemaliger Präsident der Europäischen Kommission, bezeichnete die EU einmal als modernes Römisches Reich, das jedoch «gute Absichten» verfolge. Aber jedes Reich, selbst eines, das sich von den besten Absichten leiten lässt, braucht einen Prügelknaben, um zu zeigen, wer Herr im Haus ist. Heutzutage ist es die Schweiz, der diese Rolle geradezu auf den Leib geschneidert ist. Ein kleines Land in der Mitte Europas wird genötigt, sich den Entscheidungen der EU zu unterwerfen, denn Brüssel, das selbsternannte Rom, will demonstrieren, wer das Sagen hat.

Ich habe sieben Jahre für die Europäische Kommission gearbeitet, im Kabinett des niederländischen Kommissars Frits Bolkestein. Unter Kommissionspräsident Prodi spielte die Finanzpolitik eine zentrale Rolle. Die Schweiz galt als «Steuerparadies». Ein schwarzes Loch mitten in Europa. Die Schweizer wurden als «extrem dickköpfig» angesehen. Sie «parierten» nicht. Und so wurde die Schweiz vor die Alternative gestellt: entweder die Einführung einer Quellensteuer oder das Ende des Bankgeheimnisses. Um Zeit zu gewinnen, konnte Bern sich mit Verbündeten innerhalb der EU zusammentun, etwa Luxemburg unter Jean-Claude Juncker, einem Mann für alle Gelegenheiten. Und mit den Niederlanden,

die ebenfalls als «Steuerparadies» für Briefkastenfirmen galten.

Doch das ist längst Vergangenheit. Die EU setzt die Schweiz unter Druck, weil sie das Land völlig unter ihre Kontrolle bringen will. Ihre Hauptwaffe ist keine europäische Armee, denn die gibt es zum Glück nicht. Man setzt vorzugsweise auf Erpressung.

Angesichts des bevorstehenden Brexits, der das erklärte Ziel einer «immer engeren Union» konterkariert, hat die Schweiz wenig Spielraum. Die Strategie der EU ist daher klar: Grossbritannien muss bestraft werden, während für die Schweiz die Zwangsjacke hervorgeholt wird. Die 120 bilateralen Abkommen zwischen der EU und der Schweiz sollen in ein Rahmenabkommen übergeführt werden. Faktisch wird die Schweiz EU-Gesetze übernehmen, Streitfälle sollen von einem Schiedsgericht entschieden werden, wobei der Europäische Gerichtshof das letzte Wort hat. Und ein «dynamischer Nachvollzug» soll dazu führen, dass die Schweiz jedes «Update» von EU-Recht übernimmt, natürlich ohne Stimmrecht. Wenn die EU neue gesetzliche Bestimmungen erlässt, wird Bern sie umsetzen müssen – als wäre die Schweiz ein Protektorat.

Mir war die Schweiz schon immer sympathisch. Einmal sollte ich für Kommissar Bol-

»» Fortsetzung auf Seite 10

«Oui, maman»



Véronique Rabiot, Fussballagentin.

Mutter verkauft ihr schönes Kind, ihren hochtalentierten Petit Prince, dem Meistbietenden. Das ist ungefähr die Geschichte. Dabei hat Madame, als Frau, die Scheichs von Katar ganz schön über den Tisch gezogen. Véronique Rabiot ist als resolute *maman* und Agentin ihres Sohnes Adrien, 24, eine schwierige Spielverderberin im irrwitzig aufgeblähten Fussballsystem geworden. Deshalb haben die beiden Widerspenstigen eine schlechte Presse – sie als Mutterdrachen, er als Muttis Bubi in einer total intransparenten Schattenbranche, dem modernen Sklavenhandel mit Ballkünstlern. Hätte Adrien den Vertrag mit seinem Arbeitgeber Paris SG auch nur zum Schein verlängert, wäre bei einem Wechsel eine hohe Transfersumme in die Schatulle der katarischen Klubbesitzer geflossen, schätzungsweise sechzig Millionen Euro. Weil sich die Rabiots weigerten, wurde Adrien das letzte halbe Jahr «in Beugehaft genommen», wie Madame die Lage erklärte: Trainingszwang und gleichzeitig Spielverbot. Jetzt zieht er als freier Mann zu Juventus Turin, ausgestattet mit Vierjahresvertrag, pro Saison sieben Millionen steuerfrei, und mit einem Bonus von zehn Millionen für *maman*. Applaus!

Adrien mit seinem Gardemass von 1,91 Meter als Mittelfeldpanzer und seine kämpferische Lenkerin, die auch schon mal den Trainer Laurent Blanc ohrfeigte: ein Feuilleton ohne Ende. Aber mit einem Anfang. Die Familie mit drei Kindern lebte in Saint-Maurice, einem Pariser Vorort, und Adrien wurde schon mit dreizehn Jahren von Manchester City entdeckt, doch *maman* holte ihn bald zurück. Sein Vater litt nach einer Hirnblutung am Locked-in-Syndrom, der vollständigen Lähmung des Körpers bis auf die Augen und Augenlider, seiner einzigen Kontaktmöglichkeit mit der Aussenwelt. Véronique liess sich scheiden, aber sie pflegte ihn weiter, jeden Tag, und sie schob ihn im Rollstuhl in den Parc des Princes, das Stadion des PSG. Ende Januar starb er, mitten im Gerangel um Adrien, der zur Beerdigung ging, deshalb das Training schwänzte und eine hohe Busse kassierte. Endgültig zu viel für *maman*. Peter Hartmann

Fünf vor zwölf

Von Erik Ebnetter — Und täglich dräut die Klimakatastrophe – seit nun mehr fünfzig Jahren. Die schrillsten Prognosen sind jetzt in kompakter Form nachzulesen.



Leerer Saal: ehemaliger EU-Mann Bolkestein.

kestein eine Rede schreiben, die er an einem von der NZZ organisierten Anlass halten würde. Ich tat mein Bestes, aber als wir den Saal betraten, waren nur etwa dreissig Personen anwesend. Offenbar versprachen sich die Schweizer nur wenig von dieser Veranstaltung. Bolkestein richtete in einem leeren Saal freundliche Worte an die Schweizer Banker. Und ich hatte mich umsonst angestrengt.

Später wohnte ich in Genf, wo ich den Unterschied zwischen dem Föderalismus der Schweiz und dem der EU erlebte. Heute ver-

Die Schweizer wurden als «extrem dickköpfig» angesehen. Sie «parierten» nicht.

stehe ich, warum die EU unablässig versucht, die Schweiz an die Kandare zu nehmen. Der Schweizer Föderalismus ist dezentral, die Macht liegt bei den Kantonen und Gemeinden. Das letzte Wort hat das Volk, das seinen Willen in Referenden zum Ausdruck bringt. Das ist Demokratie. Der Föderalismus der EU ist das genaue Gegenteil. Die Macht liegt zentral bei Brüssel, man proklamiert die «Souveränität der EU», umgibt sich mit staatlichen Attributen und betrachtet historische Nationen als blosse Provinzen. Volksentscheide werden als Spielwiese für «dumme Leute» abgetan. Zentralismus über alles.

Für die EU-Orthodoxie ist der Brexit eine existenzielle Bedrohung. Also soll die Schweiz vor der immerwährenden Weisheit des «wohlmeinenden Imperiums» kapitulieren.

Derk Jan Eppink ist ein niederländischer Journalist und Mitglied der nationalkonservativen Partei «Forum für Demokratie». Seit den Wahlen im Mai ist er Mitglied des Europäischen Parlaments, dem er bereits 2009 bis 2014 angehörte. Er sitzt in der Fraktion der Europäischen Konservativen und Reformier.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Michael Miersch ist ein deutscher Publizist, der schon lange vor Alarmismus in der Klimadebatte warnt. Damit zog er vor einigen Jahren den Unmut des deutschen Umweltbundesamtes auf sich. Seine Artikel würden «nicht mit dem Kenntnisstand der Klimawissenschaft übereinstimmen», schrieb die Behörde in einer Broschüre. Der Aufschrei war gross. Dass der Staat einen missliebigen Publizisten diskreditiert, bezeichnete die Welt als «Skandal». Und Josef Joffe, der Herausgeber der Zeit, schrieb: «Dieser Eingriff ist wohl einzigartig in der Geschichte der Bundesrepublik.»

Miersch klagte gegen das Umweltbundesamt, allerdings ohne Erfolg. Die Richter urteilten, dass die Behörde befugt sei, einem «postfaktischen Diskurs» entgegenzuwirken. Wo genau Miersch «postfaktisch» argumentiert haben soll, blieb unklar.

Entmutigen liess Miersch sich nicht. Kürzlich lancierte er auf Twitter eine Serie: «50 Jahre fünf vor zwölf – die schönsten Klimavorhersagen». Hier ein Auszug:

Folge 1: «Luftverschmutzung könnte die globale Temperatur um mehr als drei Grad sinken lassen ... ausreichend, um eine Eiszeit auszulösen.» (Klimaforscher Stephen Schneider in Science, 1971)

Folge 2: «Meteorologen sind uneins über das Mass der Abkühlung. Aber sie sind fast einstimmig der Ansicht, dass dieser Trend die landwirtschaftliche Produktivität für den Rest des Jahrhunderts verringern wird.» (Newsweek, 28.4.1975)

Folge 4: «Bei der heute geschätzten Geschwindigkeit der Wüstenausdehnung würden sich die Wüstengebiete auf der Erde bis zum Jahr 2000 um fast zwanzig Prozent vergrössern.» («Global 2000 – Der Bericht an den Präsidenten», 1980)

Folge 5: «Atmosphärenforscher sagen eine globale Erwärmung von «geradezu beispiellosem Ausmass» voraus. Sie könnte zu einem weltweiten Anstieg des Meeresspiegels um 4,6 bis 6 Meter führen innerhalb eines Jahrhunderts oder auch schneller.» (New York Times, 22.8.1981)

Folge 8: «Nach Ansicht der Regierungsexperten droht diese Nation aus 1196 kleinen Inseln im Indischen Ozean [die Malediven] durch einen fortschreitenden

Anstieg des Meeresspiegels innerhalb der nächsten 30 Jahre komplett unterzugehen.» (Agence France-Presse, 26.9.1988)

Folge 9: «Ein leitender Umweltbeamter der UN sagt, bis zum Jahr 2000 würden durch den steigenden Meeresspiegel ganze Nationen von der Erde verschwinden, wenn der Trend zur globalen Erwärmung nicht umgekehrt wird.» (Associated Press, 30.6.1989)

Folge 10: «Schnee ist jetzt nur noch ein Phänomen der Vergangenheit. Kinder werden nicht mehr wissen, was Schnee ist.» (The Independent, 22.3.2000)

Folge 12: «Naturkatastrophen werden mehr Menschen vertreiben als Kriege. Steigender Meeresspiegel, Ausdehnung der Wüsten und Trinkwassermangel werden zu fünfzig Millionen Flüchtlingen bis zum Ende des Jahrzehnts führen, warnen Experten.» (The Guardian, 12.10.2005)

Folge 14: «Unser Planet stirbt! Jetzt amtlich: Erde immer heisser! Meeresspiegel steigt dramatisch! Kiel, Hamburg und Rostock in Gefahr. Und an allem ist nur der Mensch schuld!» (Bild, 12.12.2007)

Folge 19: «Jüngste Modellrechnungen zeigen, dass das nördliche Polarmeer in fünf bis sechs Jahren in den Sommern eisfrei sein wird.» (BBC, 12.12.2007)

Noch bis Anfang August veröffentlicht Miersch jeden Tag eine weitere Folge präfaktischer Kenntnisse unter @MMiersch. Einschalten lohnt sich.



Warnung vor Alarmismus.

Bundesrat schaut EU-Rechtsbruch tatenlos zu

Von Philipp Gut — Die EU boykottiert die Schweizer Börse. Damit bricht sie mutmasslich die Regeln der Welthandelsorganisation (WTO). Der Bundesrat könnte, ja müsste die EU bei der WTO verklagen. Er tut es nicht. Aus Angst vor der EU.

Der Kampf gegen Unrecht und Diskriminierung in allen Arten und Formen ist ein Merkmal unserer Zeit. Ganz besonders müsse sich ein Kleinstaat wie die Schweiz auf das Recht und den Rechtsstaat berufen, um nicht der Machtpolitik der Grossen zum Opfer zu fallen – dies betont Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) ständig. Nur gilt das offenbar sehr selektiv. Seit dem 1. Juli wird die Schweiz von der EU ganz konkret und massiv diskriminiert. Die Union erkennt die Schweizer Börse nicht mehr als gleichwertig an, obwohl diese alle technischen und juristischen Voraussetzungen dazu erfüllt. Die EU hatte schon zuvor damit gedroht, der Schweiz die sogenannte Börsenäquivalenz zu entziehen. Bis Ende Juni gewährte sie diese provisorisch – nun hat sie sie definitiv entzogen. Damit verstösst die EU mutmasslich gegen Regeln der WTO. So verbietet es Artikel 7 des Allgemeinen Dienstleistungsabkommens (GATS) der WTO, bei Anerkennungsentscheiden unterschiedliche Ellen zwischen WTO-Mitgliedern anzulegen. Weiter besagt die Meistbegünstigungsklausel in Artikel 2 des GATS, dass kein WTO-Mitglied einem anderen mehr Vorteile einräumen darf als den restlichen. Die EU hat aber den beiden WTO-Mitgliedern USA und Australien die unbefristete Anerkennung der Börsenäquivalenz gewährt, welche sie der Schweiz aus sachfremdem Kalkül verweigert.

Der Grund für das offen diskriminierende Verhalten wird nicht einmal verschwiegen: Mit ihrem Machtspiel will die EU die Schweiz zur Zustimmung zum institutionellen Abkommen (Rahmenvertrag) bewegen.

Showdown?

Für solche Fälle von Diskriminierung ist die WTO gerüstet. Bestehen Differenzen zwischen ihren Mitgliedern, können diese ein sogenanntes Panel- oder Streitschlichtungsverfahren anrufen. Das ist nichts Aussergewöhnliches. Die EU hat dies beispielsweise in der Auseinandersetzung um die amerikanischen Stahlzölle getan. Es läge daher nahe, dass nun auch die Schweiz ein solches Verfahren anstrebt. Diese Annahme ist umso plausibler, als der Bundesrat bereits seit Frühling 2018 mehrfach angekündigt hat, im Fall eines Ausschlusses durch die EU zu handeln. «Ist der Bundesrat bereit, bei der WTO Klage betreffend die Diskriminierung der Schweiz im Rahmen der



Wenn ja: wann? Bundesrat Parmelin.

Anerkennung der Schweizer Börsenregulierung einzureichen?», fragte SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi am 7. März des vergangenen Jahres. «Der Bundesrat strebt nach wie vor eine unbefristete Anerkennung der Schweizer Börsenregulierung durch die EU an. Sollte dies nicht gelingen, ist die Lancierung eines WTO-Streitbeilegungsverfahrens eine mögliche Handlungsoption für die Schweiz», antwortete Johann Schneider-Ammann (FDP), der damalige Vorsteher des Departements für Wirtschaft, Bildung und Forschung (WBF), in der Herbstsession 2018. Zum Ablauf sagte Schneider-Ammann: «Der Entscheid eines WTO-Panels oder des Berufungsorgans stellt fest, dass die Massnahme rechtswidrig ist, und empfiehlt ihren Rückzug oder eine Anpassung. Sollte die EU einen Entscheid zugunsten der Schweiz nicht umsetzen, könnte die Schweiz als Ultima Ratio Ausgleichsmassnahmen durchsetzen.» Der Bundesrat werde «unter Würdigung der bevorstehenden rechtlichen und politischen Entwicklungen über die weiteren Schritte entscheiden». Eine gleichlautende Antwort erteilte der Bundesrat damals auch auf eine Interpellation von Nationalrat Giovanni Merlini (FDP).

Was ist nun aus dieser Ankündigung geworden? Geht der Bundesrat gegen die Benachteiligung vor? Die Chancen dafür schienen mit dem Stabwechsel im federführenden WBF von FDP-Schneider-Ammann zu SVP-Parmelin noch gestiegen. Es wäre an Volkswirtschaftsminister Parmelin, den Prozess auszulösen. In Finanzminister und Parteikollege Ueli Maurer hätte Parmelin einen starken Verbündeten. Den dritten Direktbeteiligten, Aussenminister Ignazio Cassis (FDP), könnten die beiden SVP-Magistraten notfalls überstimmen. Daher nochmal: Kommt es schon bald zum Showdown zwischen der Schweiz und der EU? Das wollte die *Weltwoche* von den drei hauptbeteiligten Departementen wissen. An Bundesrat Parmelin stellten wir darum folgende Fragen:

- 1) In der Bundesverwaltung gilt es als unbestritten, dass die EU mit der Nichtanerkennung der Börsenäquivalenz WTO-Regeln verletzt. Ihr Vorgänger im WBF, Johann Schneider-Ammann, kündigte letztes Jahr an, die Einleitung eines Panel-Verfahrens werde geprüft und weiterverfolgt, falls die EU die Schweizer Börse definitiv nicht anerkenne. Dies ist nun der Fall. Werden Sie als Vorsteher WBF ein solches Verfahren nun auslösen?
- 2) Wenn ja: wann?
- 3) Wenn nein: warum nicht?
- 4) Gemäss unseren Recherchen raten Chefbeamte aus den betroffenen Departementen von einem Verfahren ab – mit dem Argument, die EU nicht zu verärgern. Wie stellen Sie sich zu diesem Argument?
- 5) Müssten Sie als SVP-Bundesrat in dieser Sache nicht vorangehen und ein Verfahren anregen?

Der Bundesrat «wird informieren»

Die Antwort aus Parmelins Departement ist aufschlussreich: «Der Bundesrat hat die Sachlage besprochen und bis heute keinen Entscheid dazu gefällt. Mehr können wir momentan nicht sagen.» Ähnlich lautende Anfragen richteten wir auch an Cassis und Maurer. Der Finanzminister lässt ausrichten: «Zu den von Ihnen angesprochenen Fragen wird der Bundesrat zu gegebener Zeit informieren.» Wann die Zeit gegeben ist, wenn nicht jetzt, bleibt das Geheimnis der sieben Bundesräte. Ihr lautes Schweigen zur EU-Straffaktion lässt nur einen Schluss zu: Sie wollen es – so jedenfalls vermuten es Insider, die mit den bundesrätlichen Diskussionen vertraut sind – nicht mit dem Gegenspieler verscherzen, auch wenn dieser zu erpresserischen Methoden greift und die völkerrechtliche Situation klar ist. Natürlich gibt es realpolitische Argumente für das Zögern und Zaudern des Bundesrats. Die Regierung hat den EU-Börsenboykott mit einem geschickten Manöver entschärft. Doch das ändert nichts daran, dass die EU das WTO-Recht mit Füßen tritt. Wer so etwas akzeptiert, schneidet sich über kurz oder lang ins eigene Fleisch. Da hat Aussenminister Cassis leider recht.



«Antipopulist»: Parlamentspräsident Sassoli.



Schuld ohne Sühne: Ex-IWF-Chefin Lagarde.



Hoffärtig: Minister Borrell.

Köpfe der Woche

Ein Team von Leyen

Von Wolfgang Koydl — Eine diskreditierte Ministerin, ein gescheiterter Regierungschef, eine vorbestrafte Juristin, ein Choleriker als Chefdiplomat: Mit dem neuen Spitzenteam hat sich die EU selbst übertroffen. Die Schweiz muss sich warm anziehen: Die fünf Männer und Frauen sind überzeugte Euro-Föderalisten.

Sei vorsichtig, was du dir wünschst», lautet ein guter Rat. Gut möglich, dass sich Ungarns Premier Viktor Orbán und seine osteuropäischen Verbündeten an ihn erinnern werden, sobald die Euphorie über ihren «Sieg» im Postenschacher um die Spitzenjobs der Europäischen Union verraucht ist. Denn die Vise-grád-Staaten mögen zwar den niederländischen Sozialdemokraten Frans Timmermans als Chef der EU-Kommission verhindert haben. Doch was sie stattdessen bekommen, ist nicht besser.

Bürokratie mit Muttermilch aufgesogen

Im Gegenteil. Die neue Mannschaft ist eine Gruppe von Euro-Turbos, neben der sich sogar «Mister Ischias», der scheidende Kommissionschef Jean-Claude Juncker, als Euro-Skeptiker ausnimmt. Darüber hinaus haben die meisten der neuen Leute – mit einem Durchschnittsalter von sechzig Jahren sind sie eher neu als jung – schon früher Erfahrungen mit dem eurokratischen Brüsseler Betrieb gesammelt.

Junckers designierte Nachfolgerin Ursula von der Leyen hat die EU-Bürokratie mit der Muttermilch aufgesogen. Ihr Vater Ernst Albrecht arbeitete als Eurokrat für die europäischen Organisationen in Brüssel, wo seine Tochter geboren wurde und die ersten dreizehn Lebensjahre verbrachte. Die Sechzigjährige schwärmt denn auch heute noch von einem europäischen Bundesstaat nach dem Vorbild der USA oder der Schweiz. Als deutsche Verteidigungsministerin machte sie sich für eine europäische Armee stark, im Streit der EU mit Polen schlug sie sich auf die Seite der Opposition: «Ein gesunder demokratischer Widerstand» gegen die gewählte Regierung müsse unterstützt werden, sagte sie.

Auch in der Migrationsfrage entpuppte sie sich als moralischer Gutmensch. Nibelungen-

treu hielt sie der Kanzlerin die Stange. Ja, sie ging sogar mit persönlichem Beispiel voran, indem sie eine Zeitlang einen syrischen Flüchtling bei sich daheim aufnahm – eine Erfahrung, die ihr «Leben bereichert» habe.

Nicht nur die Euro-Prägung war von der Leyen in die Wiege gelegt worden, sondern auch die Politik. Vater Albrecht war vierzehn Jahre lang Ministerpräsident des deutschen Bundeslandes Niedersachsen. Es war kein Geheimnis, dass er seine Älteste ähnlich nachdrücklich zu einer politischen Karriere drängte wie Vater Graf Tochter Steffi zum Tennisspiel.

Alles musste perfekt sein

Von der Leyen war Papas kleiner Liebling und immer bestrebt, die Erwartungen ihres Vaters zu erfüllen. Alles an ihr musste perfekt sein: von ihrer Rolle als Mutter von sieben Kindern, die sie anscheinend problemlos mit je einem Studium der Medizin und der Volkswirtschaft kombinierte, bis hin zu ihrer durchgestylten Frisur.

Weniger perfekt verlief dann allerdings ihre politische Laufbahn. Nach Merkels Wahlsieg 2005 wurde sie Ministerin. Nur ihrer bedingungslosen Loyalität zur Kanzlerin verdankte sie es, dass sie als einzige Person seitdem in allen Kabinetten einen Posten innehatte – obwohl sie in keinem Amt wirklich reüssierte, um es höflich auszudrücken.

Zumal in ihrem letzten Job als Verteidigungsministerin wollte man nur noch darauf wetten, wann – und nicht ob – sie endlich entlassen werde. Zu viele Skandale hatten sich aufgetürmt, zu unbeliebt war von der Leyen im Amt, bei der Truppe, in der Partei und am Kabinetttisch geworden. Merkel wusste, dass ihre Vertraute zur Belastung geworden war. Ursprünglich hoffte sie, von der Leyen als deutsche EU-Kommissarin nach Brüssel zu

entsorgen. Dass die kleine Blonde dort nun den ganzen Laden übernimmt, ist ein zusätzlicher Bonus.

Korruption und Insiderhandel

Ebenfalls ein Politikerspross ist Charles Michel, der künftig als Nachfolger des Polen Donald Tusk den Rat der Staats- und Regierungschefs leiten wird. Zeit seines Lebens stand der Mann, der mit Bart, Knollennase und Glatze ein wenig aussieht, als sei er ein Charakter von Tim-und-Struppi-Zeichner Hergé, im Schatten seines Vaters Louis. Der war Parteivorsitzender, belgischer Aussenminister und EU-Kommissar.

Doch statt eine andere Karriere zu wählen, folgte Charles dem Vater in die Politik – mit einem steilen Aufstieg: Provinzialabgeordneter mit 18, Abgeordneter im belgischen Parlament mit 23, wallonischer Innenminister mit 24 Jahren, mit 32 Entwicklungshilfeminister und mit 39 Jahren belgischer Regierungschef.

Diese Regierung liess er freilich selber im vergangenen Dezember platzen – weil ihm der gefährliche Uno-Migrationspakt wichtiger war als eine stabile Verwaltung für Belgien. Als ihn sein Koalitionspartner von den flämischen Separatisten aufforderte, gegen das umstrittene Vertragswerk zu stimmen, kündete er die Zusammenarbeit auf. Seitdem ist das Königreich ohne Regierung. Dass Michel abermals mit einer Kabinettsbildung beauftragt worden wäre, ist zweifelhaft. Nun ist er sehr sanft gelandet, und zum ersten Mal ist auch sein Vater stolz auf ihn: «Er hat mehr erreicht als ich», wunderte er sich.

Überheblich, cholerisch

So weich Michel in der Migrationsfrage handelte, so hart war er beim Brexit. Unter seiner Führung wurde Belgien zum Vorreiter jener rachsüchtigen EU-Mitglieder, welche die Bri-



Bonus: Spitzenpolitikerin von der Leyen.

ten für die Frechheit ihres Austritts bestrafen wollten.

Ein besonderer Geniestreich gelang den EU-Chefs mit Josep Borrell, der die Nachfolge der stets braungebrannten und gleichzeitig immer farblosen Federica Mogherini als EU-Außenbeauftragte übernehmen soll. Wenn man davon ausgeht, dass dieser Posten ein gewisses Mass an diplomatischem Verhalten voraussetzt, hätte man keinen Schlechteren wählen können als den 72-jährigen Spanier.

Freunde und Feinde beschreiben ihn als überheblich, cholerisch und hoffärtig. Die

Madrider Tageszeitung *El Mundo* bescheinigte ihm einen «vulkanischen Charakter» und einen «sehr engen Geduldsrahmen». Diese Charaktereigenschaften bekamen vor allem seine katalanischen Landsleute zu spüren. Denn obwohl er in einem Dorf in der Nähe von Barcelona geboren und aufgewachsen ist, blieb Borrell stets ein knallharter spanischer Zentralist, der die katalanische Unabhängigkeitsbewegung mit allen Mitteln bekämpfte.

Auch er ist engstens mit den europäischen Institutionen vertraut. Von 2004 bis 2007 war er Präsident des Europaparlaments, vorher



Sanft gelandet: Ratspräsident Michel.

diente er Javier Solana, dem damaligen Außenbeauftragten der EU. Zwischendurch stand der dem Europäischen Hochschulinstitut in Florenz vor. Skandale von Korruption bis Insiderhandel vermochten ihm nicht zu schaden.

Der Schöne von der Linken

Aus Florenz stammt der Vierte im neuen Spitzenteam in Brüssel: Parlamentspräsident David Sassoli. Politisch hat der 63-jährige Ex-Journalist eine graduelle Wanderung nach links absolviert. Der Sohn eines einflussreichen Vordenkers der italienischen Christdemokraten begann auf dem linken Flügel der Democrazia Cristiana (DC), bevor er sich zum lautstarken Kritiker von Silvio Berlusconi entwickelte und den Sozialdemokraten beitrug.

Die stellten den landesweit bekannten Fernsehmoderator als Spitzenkandidaten für die Europawahl 2009 auf, die Sassoli («Il bello della sinistra») bravourös gewann. Als Sprecher der wichtigsten TV-Nachrichtensendung hatte er natürlich einen gewissen Startvorteil im Popularitätsranking. Vor der Wahl im vergangenen Mai spielte der überzeugte Proeuropäer und bekennende «Antinationalist» und «Antipopulist» mit dem Gedanken, zur linken Abspaltung «Liberi e Uguali» überzulaufen. Zu seinem Glück blieb er bei den Sozialdemokraten, die es ihm mit dem Präsidentensessel dankten.

Die wenigsten Worte muss man über Christine Lagarde verlieren, die Mario Draghi an der Spitze der Europäischen Zentralbank (EZB) ablösen wird (siehe Seite 40). Sie steht für eine Fortsetzung der lockeren Geldpolitik, die die deutsche Regierung eigentlich beenden wollte. Doch um ihre Kandidatin von der Leyen durchzusetzen, musste Merkel den deutschen EZB-Kandidaten Jens Weidmann über die Klinge springen lassen.

Schuld ohne Sühne

Geld und Lagarde sind ohnehin ein spezielles Thema: 2016 wurde die ehemalige französische Wirtschafts- und Finanzministerin schuldig gesprochen, fahrlässig mit öffentlichen Geldern umgegangen zu sein. Bestraft wurde sie jedoch nicht, wegen ihrer «Persönlichkeit». Schuld ohne Sühne – nicht nur Dostojewski würde sich wundern.

Personenkontrolle

Maurer, Levrat, Wermuth, Rösti, Lauber, Infantino, Bomio, Janiak, Thormann, Erni, Blatter, Rechsteiner, Spiess-Hegglin, Rössel, Rost, Weingartner, Baumer

Ueli Maurer, Kurier, wird normalerweise als Bundesrat durchs Land chauffiert. Dass er selber das Autofahren nicht verlernt hat, zeigte der SVP-Politiker bei einer Sitzung der Kommission für Wirtschaft und Abgaben (WAK) in Solothurn. Plötzlich sahen die WAK-Mitglieder einen nervösen **Christian Levrat** herumrennen. Der SP-Präsident war auf der Suche nach seinem Autoschlüssel, weil er dringend zur Maturafeier seiner Tochter sollte. Bundesrat Maurer, der vor der WAK einen Auftritt hatte, stellte dem verzweifelten Levrat kurzerhand seinen Chauffeur mit Limousine zur Verfügung. Der Fahrer setzte den SP-Mann bei der Feier ab und fuhr wieder zurück nach Solothurn. Dort war Levrats Autoschlüssel wieder aufgetaucht: im Zündschloss. Da Maurer zurück nach Bern musste, schlug man ihm vor, den Schlüssel mitzunehmen und ihn für Levrat zu deponieren. Aber der Finanzminister hatte eine bessere Idee: Er stieg ins Auto des SP-Mannes und fuhr es nach Bern, während sein Chauffeur mit der leeren Limousine folgte. (kep)

Cédric Wermuth, Kopierfachkraft, gilt als ausgesprochen grosszügig beim Verteilen öffentlicher Gelder. Umso sparsamer haushalte der SP-Nationalrat und Ständeratskandidat (AG) mit dem eigenen Geld, monierten Ratskollegen, die ihn Ende Juni ertappten, als er auf dem Farbkopierer der Bundesverwaltung stapelweise Flugblätter für seinen Wahlkampf ausdrückte. Auf Anfrage erklärte Wermuth: «Tatsächlich hatte ich meine bereits erstellten Kopien zu Hause vergessen und musste direkt anschliessend an die Sitzung an eine Veranstaltung, für die ich sie versprochen hatte. Ich kann Sie aber beruhigen, ich habe die Kopien selbstverständlich zur Abrechnung angemeldet, ich werde sie also selber bezahlen.» Wir hatten keine Sekunde daran gezweifelt. (axb)

Albert Rösti, Logiker, geisselte im «Sonntalk» von Tele Züri den Klima-Marshallplan der SP. Gemeint ist damit die von den Genossen beschlossene Investitionsoffensive für Solarstrom und Energieeffizienz. Der Plan beinhalte Widerspruch auf Widerspruch, sagte SVP-Präsident Rösti in der Sendung. So verlange die SP darin zum Beispiel einen Ausbaustopp bei den Autobahnen, gleichzeitig fordere man aber zu-



Positionieren: FDP-Stadtrat Baumer.



Widersprechen: SVP-Präsident Rösti.



Weitergeben: Aktivistin Spiess-Hegglin.



Sparsam: SP-Nationalrat Wermuth.

sätzliche Ladestationen für Elektrofahrzeuge. «Ja brauchen denn Elektrofahrzeuge keine Strassen mehr?», warf der SVP-Präsident in die Runde. Mit Gewissheit lässt sich sagen: Auch Levrats E-Autos werden nicht fliegen. (hmo)

Michael Lauber, Wackelkandidat, geht juristisch in die Offensive. Der wegen mehrerer Geheimtreffen mit Fifa-Präsident **Gianni Infantino** unter Druck stehende Bundesanwalt will im Herbst wiedergewählt werden. Ungelegen kommt Lauber dabei, dass ihn die Beschwerdekammer des Bundesstrafgerichts unter dem Vorsitz von SP-Richter **Giorgio Bomio** im Fifa-Komplex jüngst für befangen erklärt hat. Nun hat Lauber gegen Bomio ein Ausstandsgesuch eingereicht, weil dieser sich gegenüber SP-Ständerat **Claude Janiak** am Fraktionsausflug offenbar negativ über den Bundesanwalt äusserte, was Janiak an Lauber rapportierte. Ob Bomio als befangen anzusehen ist, darüber muss die Berufungskammer des Bundesstrafgerichts entscheiden. Mitglied der Berufungskammer ist **Olivier Thormann**, der bis November 2018 in der Bundesanwaltschaft gearbeitet



Offensiv: Bundesanwalt Lauber.

hat und unter Misstönen abgetreten ist. Wie Lauber ist auch Thormann von seinem Richterkollegen Bomio in der Fifa-Angelegenheit für befangen erklärt worden. Dass sich Lauber ausgerechnet von Anwalt **Lorenz Erni** vertreten lässt, der den Ex-Fifa-Präsidenten **Joseph Blatter** gegenüber der Bundesanwaltschaft verteidigt, wundert da schon nicht mehr. (fon)

Rudolf Rechsteiner, Fantast, verbreitet auf Twitter Falschinformationen. Der Basler SP-Nationalrat schreibt, der Kernkraftwerk-GAU in Tschernobyl vor 33 Jahren habe «mehr als eine Million Todesopfer» gefordert. Richtig ist, dass die Studie mit der höchsten Opferzahl auf 60 000 Tote kommt. Die meisten wissenschaftlichen Erhebungen liegen weit darunter. Woher Rechsteiner seine grotesk überhöhte Zahl bezieht, bleibt sein Geheimnis. (fsc)

Jolanda Spiess-Hegglin, Unternehmerin, arbeitet eng mit dem Soziologischen Institut der Universität Zürich (UZH) zusammen, geleitet von **Jörg Rössel** und **Katja Rost**. Die merkwürdige Kooperation geht so weit, dass der von

Spiess-Hegglin gegründete Verein Netzcou-
rage sensible Daten an die UZH weitergab, die
wohl nicht hätten weitergegeben werden dür-
fen. Mindestens einer der Betroffenen hat des-
wegen rechtliche Schritte eingeleitet. Auch die
Verantwortlichen des Soziologischen Instituts
konfrontierte der Mann mit der heiklen Ver-
wendung seiner Daten. Dazu schrieb Dr. **Sebas-
tian Weingartner** vom Soziologischen Institut:
«Zum Zwecke der Kontaktaufnahme für eine
wissenschaftliche Studie haben wir vom Verein
Netzcou- rage Einsicht in Gerichtsunterlagen
(z.B. Strafbefehle) erhalten, die sich um Straf-
verfahren im Bereich «Online-Kommentare»
drehen.» Seither steht die Frage im Raum, ob
sich die Zürcher Soziologen – natürlich aus rein
wissenschaftlichen Motiven – zu Spiessgesellen
der Kampagne von Netzcou- rage haben machen
lassen. (gut)

Michael Baumer, Öko-Regisseur, liess am Züri-
Fäscht die Puppen tanzen. Erstmals präsentier-
ten die Elektrizitätswerke Zürich (EWZ), die
dem Departement des freisinnigen Stadtrats an-
gegliedert sind, eine aufwendige Drohnenshow
über dem Zürichsee. Gemäss Medienmitteilung
bewegte sich «ein intelligenter Schwarm von
150 Spezialdrohnen» durch den Nachthimmel,
die sich «passend zur Musik» zu 3-D-Bildern
formierten. Die gemeinsam mit Firmen aus der
Schweiz, Singapur und England entwickelte
Choreografie verband das gigantische EWZ-
Logo mit «Sujets vom Zürcher Volksfest» sowie
«der Zukunft von erneuerbaren Energien». Wo-
mit auch das Politische am Züri-Fäscht nicht zu
kurz kam. Laut EWZ kostete die dick aufgetra-
gene Eigenwerbung rund 300 000 Franken.
Stadtrat Baumer lässt auf Anfrage der *Weltwoche*
ausrichten, in der Drohnenshow «sah das EWZ
eine gute Möglichkeit für die Positionierung als
innovatives Unternehmen, das im Energiebe-
reich ökologische Alternativen bietet». (fsc)

Nachruf



Wochenlang an Synkopen getüftelt: Gilberto.

João Gilberto (1931–2019) — Sein Gesang
orientierte sich stets an den Grauzonen des
gerade noch Hörbaren. Was war das, dieses
melodische Murren des João Gilberto? War
das tatsächlich ein Singen oder lediglich das
kaum wahrnehmbare Echo von Selbst-
gesprächen, mit dem er sich ein Leben lang
die Vergeblichkeit aller Sehnsucht versicher-
te. Eine immer wiederkehrende gleichmüti-
ge Beschwörung des flüchtigen Moments –
niemals wirklich traurig, vielmehr auf sel-
tsam stoische Weise fasziniert von seinen ero-
tischen Betrachtungen.

Die monoton vor sich hin summende
Stimme, die völlig absichtslos, irgendwo fas-

ziniert und gleichzeitig achselzuckend über
ein vorübergehendes Mädchen aus Ipanema
meditiert oder ein freundliches «Schluss mit
der Sehnsucht» («Chega di Saudade») be-
schliesst – diese Art der musikalischen Welt-
sicht war Anfang der sechziger Jahre «das
neueste Ding» (Bossa Nova) in Brasilien. Ein
paar junge Musiker aus Rio und Umgebung
erreichten mit den lässig wippenden, durch-
aus komplex gesetzten Songs und ihrer un-
terkühlten Darbietung bald die New Yorker
Jazzszene und schoben diesen letzten Schrei
aus Lateinamerika wie eine Bugwelle vor
sich her. Antônio Carlos Jobim war ihr Song-
writer, João Gilberto und seine Frau Astrud
ihre Stimmen – schliesslich schloss sich der
Truppe auch noch der Lakoniker unter den
Saxofonisten, Stan Getz, an, und fertig war
die Platte «Getz/Gilberto», die zu einem
Klassiker der Musikgeschichte wurde.

Das Einzigartige am Bossa Nova blieb die
Stimme des Ganzen: Gilberto schrieb zwar
auch Songs, aber das eigentliche Verdienst
dieses diskreten Giganten war die Erfin-
dung des Tonfalls. In einer depressiven
Phase Ende der fünfziger Jahre hatte er wo-
chenlang im Badezimmer seiner Schwester
zugebracht, um an diesen speziellen Synko-
pen zu tüfteln, die ihm für seine Gitarre vor-
schwebten und die er vom Grundrhythmus
des Samba ableitete. Jobim übertrug diesen
melancholisch gefärbten Zungenschlag, der
die Unabänderlichkeit besang, ab sofort in
seine Lieder und faszinierte damit Interpre-
ten wie Sinatra, Sting und Sade. Der grosse
João Gilberto starb am vergangenen Sams-
tag verarmt, verwirrt, aber verehrt in Rio de
Janeiro. *Thomas Würdehoff*



12 FRANKEN KANN SELBST
WARREN BUFFET NICHT
BESSER INVESTIEREN.

Die spannendsten Seiten der Wirtschaft.

Hier für
Newsletter
anmelden:





«Typisch Dürrenmatt»: FDP-Bundesrat Cassis.

Cassis-Doktrin

Kunstturner der Aussenpolitik

Von Erik Ebnetter — Ignazio Cassis will die Aussenpolitik der Schweiz neu ausrichten: Sie soll wirtschaftliche Interessen verfolgen und mit der Innenpolitik verschränkt sein. Er versucht damit den Spagat zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen Schweiz und Europa. Kann das gutgehen?

Am 15. Juni 2018 hielt Ignazio Cassis eine Rede vor der Schweizerischen Gesellschaft für Aussenpolitik in Bern. «Sie wissen», sagte Cassis zum Einstieg, «ich verwende gerne provokative Zitate.» Neun Monate zuvor war er in den Bundesrat gewählt worden und hatte in seiner Dankesrede getan, was Freisinnige in feierlichen Momenten nun einmal tun: Er hatte über Freiheit gesprochen. Ungewöhnlich war nur seine Stichwortgeberin gewesen: Cassis hatte Rosa Luxemburg, eine Ikone des Sozialismus, zustimmend erwähnt – «Freiheit ist immer die Freiheit der Andersdenkenden» – und damit ein Raunen im Nationalratssaal ausgelöst. Was würde er nun sagen?

Die Gewährsperson, die Cassis anführte, war Friedrich Dürrenmatt, dessen kritische Worte über die Schweiz längst populäre Versatzstücke politischer Reden geworden sind. Als ob Cassis sich rechtfertigen wollte, dass er diesmal keine Reizfigur der Bürgerlichen bemühte, erzählte er zunächst, wie er auf das Dürrenmatt-Zitat gestossen war («Sie merken, ich mache es spannend»). Endlich teilte er mit, was Dürrenmatt über die Aussenpolitik seiner Heimat gesagt hatte: «Wer wirtschaftlich so

tüchtig mithurt wie die Schweiz, kann politisch nicht als Jungfrau auftreten.» Es ist nicht überliefert, wie das Publikum reagierte – ob mit Raunen oder doch eher mit Gelächter. Heute, gut ein Jahr später, ist immerhin klar, dass Cassis damals tatsächlich die Grundlinien seiner künftigen Aussenpolitik skizziert hat.

Sechs-Punkte-Vision

Die Schweiz als Hure, die Schweiz als Jungfrau? «Typisch Dürrenmatt, fällt mir als Erstes ein», sagte Cassis. «Aber ich muss doch kurz innehalten und genauer hinschauen, denn in der Analyse hat Dürrenmatt recht.» Cassis, der sich gerne als Mann der klaren Worte gibt, ohne es immer zu sein, war für einmal verbindlich: «Man kann in der Tat nicht wirtschaftlich im internationalen Konzert der Grösseren mitspielen und gleichzeitig versuchen, aussenpolitisch unter dem Radarschirm der gleichen Konzertmitglieder zu fliegen. Das funktioniert nicht!» Er plädierte stattdessen für «eine offene, selbstbewusste, mutige, an die Wirtschaftskraft der Schweiz angepasste Aussenpolitik», die «Druckversuche von aussen» mit «Früh-

erkennungsradar und kreativen Umgehungskonzepten» abwehrt.

Einige Monate später, im Oktober 2018, ernannte er eine Arbeitsgruppe, die eine aussenpolitische «Vision» für die nächsten zehn Jahre erarbeiten sollte. Ihr Bericht ist Anfang Juli erschienen. Das Aussendepartement betont zwar, es handle sich dabei nicht um ein offizielles Papier, aber es ist offensichtlich, dass man es mit einer eigentlichen «Cassis-Doktrin» zu tun hat. Die handverlesenen Mitglieder der Arbeitsgruppe, darunter auch Wirtschaftsvertreter, brachten die verschiedenen Forderungen, die Cassis zuvor öffentlich formuliert hatte, in eine zusammenhängende Form. Auch der Zeithorizont – das Jahr 2028 – dürfte nicht zufällig gewählt sein: Nimmt man die übliche Verweildauer von Bundesräten im Amt zum Massstab, wird Cassis um diesen Zeitpunkt herum zurücktreten.

Das Papier, das seine Amtszeit prägen soll, enthält eine Sechs-Punkte-Vision: Die Schweiz definiert bis 2028 ihre aussenpolitischen Interessen klipp und klar, verschränkt die Aussen- mit der Innenpolitik, unterstützt ihre Wirtschaft entschieden, setzt Entwick-

lungshilfe gezielt ein, um etwa den Migrationsdruck zu lindern, beteiligt sich an internationalen Debatten um neue Technologien und sichert die bilateralen Verträge mit der Europäischen Union. Müsste man das Programm auf ein Wort bringen, es lautete Realismus. Der *Blick* sprach von «Switzerland first!»; ebenso passend wäre «It's the economy, stupid!». Und wer es bildungssprachlich mag, kann sich an Bertolt Brecht halten: «Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral.»

Neue alte Akzente

So weit geht die Liebe von Ignazio Cassis zu provokativen Zitaten nicht. In seinem Vorwort zum Bericht verfällt er in PR-Jargon: «Überzeugt hat mich schliesslich der Leitgedanke eines <Whole-of-Switzerland>-Ansatzes.» Gemeint ist, dass alle Betroffenen, alle «Stakeholder», wie Cassis schreibt, in der Aussenpolitik mitreden sollen. Was das in der Praxis bedeuten kann, zeigt sich beim Rahmenabkommen mit der Europäischen Union. Der Bundesrat schickte den ausgehandelten Vertrag im Dezember 2018 in die Konsultation, um alle Interessengruppen einzubinden. Er handelte damit gemäss der «Cassis-Doktrin», bevor diese überhaupt vorlag. Allerdings soll ausgerechnet Cassis, wie es aus verlässlichen Quellen heisst, dafür plädiert haben, das Abkommen sofort zu unterzeichnen. Das Beispiel zeigt: Was Cassis sagt und was er tut, ist nicht immer ein und dasselbe.

Gleichzeitig lässt sich nicht bestreiten, dass es ihm wirklich um eine Kurskorrektur in der Aussenpolitik geht. Ein Blick auf seine beiden direkten Vorgänger im Amt belegt es: Während Micheline Calmy-Rey mit ihrer «aktiven Neutralität» eine idealistische Geopolitik betrieb, setzte Didier Burkhalter vor allem auf die Guten Dienste der Schweiz. Cassis spricht dagegen von «Interessen» und «Wirtschaft» und macht sich damit bei seinen Diplomaten nicht nur beliebt. Vor nicht langer Zeit galt es im Aussendepartement als unschicklich, von «Interessen» überhaupt zu reden. Yves Rossier, der damalige Staatssekretär, mahnte 2015 in einem internen Brief, dass ein Begriff wie «Interessenwahrung» – immerhin eine Standardvokabel der Aussenpolitik – «unsere Realität nicht genügend abbildet». Passender sei: «diplomatische Aufgaben». Cassis setzt hier neue alte Akzente.

Über Jahrzehnte war das Aussendepartement von Bundesräten aus der Mitte oder links davon geprägt. Der letzte Aussenminister, der ähnlich bürgerlich politisierte wie Cassis, war Friedrich Traugott Wahlen (BGB). Er trat 1965 zurück. Damals war Aussenpolitik in der Schweiz vor allem Aussenwirtschaftspolitik, was Cassis im Ansatz nicht fremd ist. «Als freisinniger Aussenminister habe ich zwei Überzeugungen», sagte er einmal. «Erstens:

Aussenpolitik ist stets auch Innenpolitik. Zweitens: Aussenpolitik ist vor allem Wirtschaftspolitik.» Allerdings betonte er auch schon, dass er nicht in eine Zeit zurückwolle, «als noch manche glaubten, die beste Aussenpolitik sei, gar keine zu haben». Vielmehr möchte er die Aussenpolitik, eine Domäne der Exekutive, breiter abstützen. Wenn es ihm ernst ist mit seinen Verlautbarungen, steht er mit einem Bein in der Vergangenheit und mit dem anderen in der Zukunft. Und die Frage ist, ob ihm dieser Spagat gelingt.

Die Debatte um die Pilatus-Flugzeuge (Seite 18) illustriert das Problem. Früher focht sich der Bundesrat schon einmal um ein Uno-Embargo und bewilligte den Export von Flugzeugen nach Südafrika, wo das Apartheid-Regime herrschte. Hätte man erst eine breite Konsultation gestartet, wäre das Geschäft möglicherweise am Widerstand in der Bevölkerung gescheitert. Heute erlaubt der

Der «Früherkennungsradar», von dem Cassis spricht, zählt nicht zum Standardarsenal.

Bundesrat den Export von Flugzeugen nach Saudi-Arabien und in die Vereinigten Arabischen Emirate, untersagt aber die Wartungsarbeiten durch den Hersteller, die Pilatus Flugzeugwerke. Wie will Cassis diese erratisch wirkende Politik breit abstützen? Auf dem *Bundesratsreisli*, das ihn vergangene Woche zufälligerweise in die Heimat von Pilatus führte, musste er so viel Kritik einstecken, dass er genervt erwiderte, er sei kein König.

Grenzen des Kleinstaats

Unabsichtlich erinnert er damit an einen grundsätzlichen Einwand gegen seine Reformen: Eine starke, agile Aussenpolitik, wie er sie wünscht, verträgt sich kaum mit direkter Demokratie und Neutralität. Das ist keine neue Erkenntnis. Paul Widmer, dessen Bücher über Aussenpolitik und Diplomatie der Schweiz zu Standardwerken avancierten, schrieb schon vor bald zwanzig Jahren, dass sich Kleinstaaten nicht für eine machtbewusste Aussenpolitik eignen, dafür aber ein optimales Umfeld für die persönliche Entfaltung ihrer Bürger böten. «Die Schweiz kann nicht beides gleichzeitig haben: in der Innenpolitik die Vorteile eines Kleinstaats, in der Aussenpolitik das Prestige einer Grossmacht. Das eine setzt dem anderen Grenzen», urteilte Widmer. Wie Cassis diese Grenze überwinden will, ist in den eineinhalb Jahren, seit er im Amt ist und für seine Ideen wirbt, unklar geblieben.

Ohnehin ist Cassis weniger fassbar, als es die gelegentliche Aufregung um seine Person vermuten lässt. Vor allem Linke reiben sich an ihm, doch auch in der SVP gibt man sich skeptisch: Ist Cassis, der Rosa Luxemburg zitiert,

aber selten von Unabhängigkeit und Neutralität redet, für oder gegen das Rahmenabkommen? Ist er für oder gegen den Migrationspakt? Cassis, so gefestigt er sich gibt, wirkt in solchen Fragen hin und her gerissen. Seine Absicht, die Aussenpolitik umzubauen, droht aber nicht nur an diesem Wankelmut zu scheitern, sondern auch an seinem Politikansatz. Hehre Visionen bewirken noch lange keine politischen Taten, wie sich beim Streit um die Börsenäquivalenz zeigt: Der Bundesrat sieht vorerst davon ab, bei der Welthandelsorganisation gegen die EU zu klagen (Seite 11).

Sperrige Wirklichkeit

Die Europapolitik wird Cassis vor weitere Belastungsproben stellen. «Aussenpolitik ist Innenpolitik», sagt er. Damit meint er nicht nur, dass die Aussenpolitik von der Bevölkerung getragen werden soll, sondern auch, dass Aussenpolitik «tiefgreifende innenpolitische Veränderungen verursacht», etwa «das Ende des Bankgeheimnisses». Die Frage ist, wo die Innenpolitik gemacht würde, sollte die Schweiz sich mit dem Rahmenabkommen aussenpolitisch an die Europäische Union anbinden. Dass es in einem solchen Regime einfacher wäre, auf äusseren Druck zu reagieren, ist nicht plausibel: Die EU harmonisiert, wo sie kann, und je stärker sich die Schweiz daran beteiligt, desto schwerer dürfte es ihr fallen, ihre spezifischen wirtschaftlichen Interessen durchzusetzen. Geht es Cassis aber nicht gerade um die Verteidigung dieser Interessen? Sollte er das Rahmenabkommen dereinst öffentlich klar unterstützen – was zu erwarten ist –, wird er einen gewaltigen Spagat vollführen müssen.

Auch sonst wartet viel Arbeit auf ihn. Der «Früherkennungsradar», die «kreativen Umgehungskonzepte», von denen er spricht, zählen – Rahmenabkommen hin oder her – noch lange nicht zum Standardarsenal der Bundespolitik. Das ist keine Überraschung. Die Geschichte der Schweiz kennt unzählige Visionen, Strategien und Modelle, die in der sperrigen Wirklichkeit dieses urdemokratischen, kleinteiligen Landes weltfremde Planspielereien blieben. *Hominum confusione et Dei providentia Helvetia regitur* – die Schweiz wird von der Verwirrung der Menschen und der göttlichen Vorsehung regiert –, besagt ein altes Sprichwort. Cassis – «Vielleicht hilft uns ja ab und zu auch der Heilige Geist» – macht sich trotzdem ans Werk. Fröhlich zitiert er Dürrenmatt und berichtet von Huren und Jungfrauen, um seine Aussenpolitik zu veranschaulichen. Er macht Angebote in alle Richtungen und fasst seine Politik in grosse Pläne.

Aber wie schrieb einst Dürrenmatt? «Je planmässiger die Menschen vorgehen, desto wirksamer vermag sie der Zufall zu treffen.» Ignazio Cassis, der Kunstturner der Schweizer Aussenpolitik, dürfte sich noch hin und wieder schwertun, die Balance zu halten.

Beamte schiessen Vogel ab

Von Philipp Gut — Das EDA ging beim Entscheid gegen die Pilatus Flugzeugwerke eigenmächtig vor. Aussenminister Cassis kuschte vor seinen eigenen Leuten – und stiess damit den Bundespräsidenten vor den Kopf. Economiesuisse und SVP üben in vertraulichen Briefen scharfe Kritik am Bundesrat.



«Atmosphärische Störung»: Bundesräte Maurer (l.), Cassis beim Volksapéro in Stans, 5. Juli.

Es war eine unbeabsichtigte Fügung. Bundespräsident Ueli Maurer (SVP) hatte schon lange vorher seine Kolleginnen und Kollegen zum traditionellen Sommerausflug in die Urschweiz eingeladen. Alles war angelegt für ein gemütliches *Bundesratsreisli* – wäre da nicht ein paar Tage zuvor ein Entscheid des Aussendepartements (EDA) in die Szenerie geplatzt. Das EDA erliess eine weitreichende Verfügung gegen die Pilatus-Flugzeugwerke: Diese müssten sich unverzüglich aus Saudi-Arabien und den Vereinigten Arabischen Emiraten zurückziehen. Das Unternehmen verstosse mit seinen Dienstleistungen – hauptsächlich geht es um den technischen Support der Trainingsflugzeuge des Typs PC-21 – gegen das sogenannte Söldnergesetz. Deshalb erliess das EDA die Verfügung und erstattete bei der Bundesanwaltschaft Anzeige wegen unterlassener Meldefrist. Das Vorgehen löste in Nidwalden Unverständnis und Sorge aus. Die Pilatus-Werke sind mit 2200 Angestellten der

grösste Arbeitgeber im Kanton und haben dort gerade eine Fertigungshalle für einen neuentwickelten Businessjet errichtet. In den letzten fünf Jahren wurden jeweils 150 bis 200 Leute neu angestellt. Eine beachtliche wirtschaftliche Leistung in einem schwierigen Marktumfeld.

Nun machte der Bundesrat vergangenen Freitag gemäss Programm halt in Nidwalden. Die Sonne schien freundlich über dem Stanser Dorfplatz. Beim Volksapéro bewegte die herbeiströmende Bevölkerung vor allem ein Tuschelthema: ob und wie der EDA-Entscheid im offiziellen Teil des Besuchs aufgegriffen würde. Tatsächlich fand der Nidwaldner Regierungspräsident Alfred Bossard – ein freisinniger Parteikollege von EDA-Vorsteher Ignazio Cassis – deutliche Worte. Er hob die gute wirtschaftliche Verfassung seines Kantons hervor, wozu eben auch die Innovationskraft der Unternehmen beitrage. Umso besorgter sei man über den Entscheid des EDA

gegen Pilatus. Die Grundpfeiler der Schweiz, «das Vertrauen, die Verlässlichkeit und das Einhalten von Verträgen», seien in Frage gestellt worden. «Deshalb hat der Regierungsrat – wie soll ich es ausdrücken? – ein ernstes Wort mit dem Bundesrat zu reden.»

Der angesprochene Aussenminister – als einziges Regierungsmitglied hinter einer dunklen Sonnenbrille versteckt – nahm die Schelte mit regloser Miene entgegen. Als dann Bundespräsident Maurer mit seiner Kurzansprache an der Reihe war, gingen Plakate in die Luft mit der Aufschrift «Bundesbern zerstört Arbeitsplätze». Maurer versuchte zu beschwichtigen, sprach von einer «atmosphärischen Störung». Während die übrigen Bundesräte anschliessend für Selfies mit der Bevölkerung posierten, wurde Cassis sofort von Besuchern umringt, darunter auch eine Gruppe Tessiner Pilatus-Angestellte, die ihn auf Italienisch angingen. Der Aussenminister verteidigte sich, verwies auf die Gesetze, die

schliesslich vom Parlament vorgegeben würden. Er räumte allerdings ein, dass es in dieser Frage unterschiedliche Positionen gebe zwischen den Departementen.

Departemente widersprechen sich

Damit stiess Cassis in die eigentliche Kernzone des Konflikts vor. Im Hintergrund spielt sich schon länger ein Machtkampf ab zwischen dem EDA und dem Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco), das im Departement für Wirtschaft, Bildung und Forschung (WBF) von Guy Parmelin (SVP) angesiedelt ist. Das Seco sieht, im Gegensatz zu Cassis' Beamten, keinen Anlass, Pilatus aus den arabischen Ländern zurückzupfeifen. Schliesslich wurden die Geschäfte ausdrücklich inklusive Serviceleistungen vor Ort bewilligt. Da das Seco und das EDA sich nicht einig waren, wurde das Geschäft vom Gesamtbundesrat gutgeheissen. «Wir machen nur, was schon bewilligt ist», betont Pilatus-Verwaltungsratspräsident Oscar J. Schwenk im Gespräch mit der *Weltwoche*.

Inzwischen aber hat das Aussendepartement die Entscheidungsgewalt in diesem Dossier an sich gerissen. Es stützt sich dabei auf das 2013 verabschiedete Bundesgesetz «über die im Ausland erbrachten privaten Sicherheitsdienstleistungen» («Söldnergesetz»). Auslöser war die Gründung einer Holdinggesellschaft der Aegis Defence Services, eines privaten britischen Sicherheits- und Militärunternehmens, im Kanton Basel-Stadt. Während der Beratung war weder im Nationalrat noch im Ständerat je von den Pilatus-Flugzeugwerken oder anderen Exportfirmen die Rede. Die Ratsprotokolle zeigen: Daraus ein Anti-Pilatus-Gesetz zu fabrizieren, war nie die Absicht des Parlaments. Es ging ausschliesslich um die teils dubiosen ausländischen Sicherheitsfirmen. Umso weniger kann Oscar J. Schwenk die plötzliche Änderung der Spielregeln während des Matches nachvollziehen. «Der Verkauf der Flieger und die Support-Dienstleistungen bilden ein Paket», sagt er. «Wenn Sie als Hersteller den Unterhalt nicht mehr machen dürfen, kauft bei Ihnen auch niemand mehr ein Flugzeug.»

«Cassis schlug die Tür zu»

Recherchen der *Weltwoche* nähren den Verdacht, dass in der Berner Verwaltung ein Machtkampf tobt – mit Pilatus als (erster) Leidtragenden. Mit dem Geschäft vertraute bürgerliche Politiker wittern eine versteckte Agenda federführender EDA-Beamter: Sie wollten das als wirtschaftsfreundlicher geltende Seco ausbooten und Rüstungsgeschäfte aus der Schweiz möglichst ganz unterbinden. Vergeblich versuchten der Nidwaldner Ständerat Hans Wicki (FDP) und die Kantonsregierung, aber auch die beiden SVP-Bundesräte Ueli Maurer und Guy Parmelin, Cassis von einem gemeinsamen Vorgehen zu überzeugen. Ihre

Bemühungen prallten am Aussenminister ab. Der Entscheid liege in der Kompetenz seines Departements, gab er zu verstehen. Auch weigerte sich Cassis konsequent, Oscar J. Schwenk zu empfangen. «Cassis wollte einfach nicht. Er schlug die Tür zu», berichtet der Pilatus-Präsident.

Dabei hatte sich noch im Frühjahr eine Einigung abgezeichnet: Cassis sicherte zu, das Geschäft nicht seinen Beamten zu überlassen, sondern auf Stufe Gesamtbundesrat zu hieven und einen entsprechenden Antrag zu stellen. Am Mittwochmorgen kurz vor der Sitzung eröffnete der EDA-Vorsteher einem verdutzten Ueli Maurer, dass er nun doch keinen Antrag stelle. Er habe sich von seinen Leuten überzeugen lassen. Cassis' Umfeld verbreitet, der Chef habe Maurer am Vorabend vergeblich telefonisch zu erreichen versucht. Aus dem Finanzdepartement hört man die gegenteilige Geschichte: Cassis habe die Anrufe Maurers nicht entgegengenommen. Welche Version auch immer zutrifft – die Eskalation war nicht mehr zu verhindern, Cassis kuschte offensichtlich vor seinen eigenen Beamten. Und so erliess das EDA die umstrittene Verfügung gegen Pilatus. Besonders unter Druck ist der Flugzeughersteller, weil dem Entscheid jegliche aufschiebende Wirkung entzogen ist. Laut Schwenk hat für Pilatus ein Wettlauf um die Existenz begonnen. Gebe es keine Lösung, müsse der betroffene Geschäftsteil ins Ausland verlegt oder verkauft werden. Dass das Unternehmen nun seinerseits den Rechtsweg beschreiten und die Verfügung vor dem Bundesverwaltungsgericht anfechten muss, hätte sich Patriot Schwenk nie träumen lassen: «Ich schäme mich, gegen den Bund zu klagen. Aber wir haben keine andere Wahl.»

Wer unterschrieb?

Unterschrieben hat die Verfügung ein einzelner Beamter: der Sektionschef der Abteilung Private Sicherheitsdienste, Fulvio Massard. Der studierte Philosoph leitet ein Team von sieben Leuten. Sein Entscheid gefährdet nun Hunderte von Arbeitsplätzen und bedroht potenziell auch andere Schweizer Exportfirmen. Die Betroffenen und die wählerstärkste Partei des Landes haben den Ernst der Lage erfasst. Es hat mittlerweile Seltenheitswert, dass der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse und die SVP auf einer Linie politisieren; im Europadossier bekriegen sich die mächtigen Player bis aufs Blut. Doch in der Pilatus-Affäre sind sie sich einig. Beide wandten sich Ende letzter Woche mit scharfen Worten an den Bundesrat

beziehungsweise an Aussenminister Cassis. Im Namen des Verbands der Schweizer Unternehmen schreiben Economiesuisse-Präsident Heinz Karrer und Geschäftsführerin Monika Rühl, für die Pilatus Flugzeugwerke entstehe «grosser Schaden». Aber es gehe um weit mehr: Die Unternehmen in der Schweiz seien darauf angewiesen, dass die «politischen und rechtlichen Rahmenbedingungen» stabil seien. «Mit dem jüngsten Entscheid entsteht nun ein erhebliches Ausmass an Unklarheit über die Rechtsanwendung. Dies ist schädlich für den Wirtschaftsstandort.» SVP-Präsident Albert Rösti und Generalsekretär Emanuel Waeber schreiben «an den Gesamtbundesrat»: «Die SVP Schweiz ist tief besorgt über diese Art der Auslegung und Ausweitung der Anwendung des Bundesgesetzes über die im Ausland erbrachten Sicherheitsdienstleistungen (BPS).» Die Volkspartei fordere den Bundespräsidenten auf, «eine sofortige Klärung zu bringen in Bezug auf die Rechtssicherheit und die Rechtsstaatlichkeit für die Exportindustrie».

Auf parlamentarischer Ebene laufen hinter den Kulissen bereits Bestrebungen, das Söldnergesetz so zu revidieren, dass es nicht Schweizer Exporteure trifft. Hans Wicki im Ständerat und Franz Grüter (SVP) im Nationalrat bereiten gemäss *Weltwoche*-Recherchen entsprechende Vorstösse vor. Darüber hinaus wirft der Fall die Frage auf, woran sich eigentlich die Aussenpolitik von Ignazio Cassis orientiert. In der Verfügung der Sektion Private Sicherheitsdienste, die zur Politischen Direktion gehört, wird das faktische Export-

verbot für die Pilatus-Trainingsflugzeuge damit begründet, die «Unterstützungsdienstleistungen» widersprächen «den aussenpolitischen Zielen des Bundes». Worin diese Ziele bestehen und wo im konkreten Fall eine Unvereinbarkeit mit ihnen vorliegen soll, verrät das EDA nicht. Der entsprechende Buchstabe (b) über die «ausserpolitischen Ziele» in Paragraph 1 des Söldnergesetzes enthält die schwammigste Formulierung von allen. Das EDA behauptet ausdrücklich nicht, dass Pilatus die Sicherheit (Buchstabe a), die Neutralität (c) oder das Völkerrecht und

die Menschenrechte (d) verletze. Dies bestätigt ein Blick in die Akten: Dem EDA liegt kein einziger belastender Bericht gegen den Flugzeugbauer in dieser Angelegenheit vor. Der «Fall Pilatus» entpuppt sich vielmehr als «Fall EDA», als Akt politisch motivierter Willkür – mit womöglich fatalen Folgen für den Werkplatz Schweiz.



Pilatus-Präsident Schwenk.

«Ich schäme mich, gegen den Bund zu klagen. Aber wir haben keine andere Wahl.»

Letzter seiner Art

Von Michael Bahnerth — Zu Besuch bei Taki, dem vielleicht letzten Playboy der Welt, um etwas über die Stellung der Frau im Universum in Erfahrung zu bringen.

Ist schon eine Nummer, dieser Taki. Läuft am Times Square im Smoking zum Theater, vorbei an einer Frau, die demonstriert für Gleichberechtigung und gegen Trump. Die Frau ist richtig in Rage und brüllt: «Fuck Trump, fuck all the white men.» Taki, der Trump mag und hysterische Frauen nicht, geht hin, sagt «Sorry, Madam, do you also give blowjobs?» Dann sei Ruhe gewesen. Tja, er sei halt angepisst gewesen, auch, weil am Tag zuvor schon ein Frauenstreik gewesen sei, «Free the Nipple» oder so was, Frauen forderten ein Gesetz, das es ihnen erlaubt, wie Männer straflos in der Öffentlichkeit oben ohne rumlaufen zu können. «So ein Bullshit», sagt Taki. Und was machen die linken Medien wie CNN oder die *New York Times*? Berichten ernsthaft darüber, anstatt diese Freaks zu ignorieren. Eine Tragödie übrigens, diese amerikanischen Frauen, so aggressiv geworden, dieses ganze Feminismus-Ding hat sie fertiggemacht.

Heilsamer Gefängnisaufenthalt

Panagiotis Theodoracopulos, den alle Taki nennen, wird bald 82 Jahre alt. Als junger Mann hat er von seinem Vater, einem griechischen Reeder, ein Vermögen geerbt, und seither schiffte er wie ein elegantes und unsinkbares Boot auf den schönen Gewässern des Seins. Wenig Stürme gibt es da, ab und an einen etwas höheren Seegang, aber kaum mehr. Einmal, 1984, als das Mann-Frau-Ding noch halbwegs in Balance schwebte, war er, den viele den letzten Playboy nennen, was ihn aber in etwa so ungenau beschreibt, wie wenn man von einem Berg bloss sagen würde, er sei hoch, im Gefängnis. Hatte ordentlich Kokain dabei am Flughafen von London, sagte «Nothing to declare», was aber schieflief; ein halbes Jahr sass er im Gefängnis. Die Absenz von all den blaublütigen Menschen, durch deren Venen er gewöhnlich strömte, tat ihm gut. Da waren Menschen, deren Existenz ihnen blutige Verletzungen zugefügt hatte, da waren Männer, die aus Verzweiflung oder Lust gemordet hatten, da waren Menschen, die Träume hatten und nicht ununterbrochen Träume lebten. Es war seine Berührung mit dem, was alle das wirkliche Leben nennen. Und er hat ein gutes Buch darüber geschrieben.

Er lebt jetzt dort, wo man nur noch das Summen der Fliegen hört und wo der Lärm der Ferraris der neuen Neureichen in Gstaad nie hinkommt. Der Lärm der Welt auch nicht. Er ist

glücklich da oben auf einem kleinen Hügel in einem grossen Chalet. Über ihm ist nur noch grasiger Steilhang und der Himmel, und darüber wäre vielleicht noch Gott, aber der ist für ihn kein Thema. Oder noch nicht.

Unter ihm lebt Geoffrey Moore, der Sohn von Roger, mit seiner Mutter, also der Ex-Frau von Sir Roger, die diesen bis zu dessen Tod vor zwei Jahren zeit seines Lebens Nerven gekostet hat und auch noch das Chalet. Die Alte sei jetzt «gaga», sagt Taki ohne Bedauern, er war ein Freund von Roger, und so viele Freunde hat er nicht mehr, weil die meisten weggestorben sind, und neue kommen kaum dazu. Gianni

Seine Kolumnen sind ein wenig so, als ob ein alter Berg husten würde.

Agnelli tot, Roffredo Gaetano, ein Herzog, dessen Familie mehrere Päpste stellte und der in den letzten seiner Kurven bis zu seinem tödlichen Autounfall der Lover von Ivana Trump war, ist auch nicht mehr da. «Diese Ivana Trump», sagt Taki, «auch so 'ne Nummer. Da waren wir mal bei Agnelli zum Abendessen, Ivana, das ist kein Witz, sprach darüber, warum amerikanische Frauen keine Klasse hätten, und dann sagte sie Gianni, welche Jacht er un-



Ein prächtiger Abend: mit Norman Mailer (r.).

bedingt haben müsste – Gianni, diesem *yachtman* vor dem Herrn –, und Gianni schloss die Augen, nickte und nickte, und sie hörte nicht auf, Bullshit über Boote zu erzählen, es war ein wirklich unwürdiger Moment. «Ivana», unterbrach ich sie, «Gianni wusste lange schon über Boote Bescheid, bevor du etwas über Blowjobs wusstest.» Es wurde dann ein prächtiger Abend, weil Ivana nicht mehr viel sagte.»

Etepetete-Ideologien

Was muss man noch wissen über Taki? Dass er griechischer Karatemeister war? Mitglied des griechischen Davis-Cup-Teams? Dass er seit 42 Jahren eine Kolumne im *Spectator* schreibt, die «High life» heisst und *high time* ist? Jede Woche wirft er dort mit Worten um sich, als ob er ein König wäre und ein kleines bisschen ein Gott mit Selbstironie, und hält Gericht mit der Welt und ab und an mit sich selbst, was ihn angenehm sterblich macht. Seine Kolumnen sind ein wenig so, als ob ein alter Berg husten würde und dann die eine oder andere Steinlawine rasselnd ins Tal donnerte.

Er ist ein Mensch, der Menschen mag, aber nicht die Menschheit. Der, wenn er wählen müsste zwischen einer gesunden Diktatur und einer gegängelten Demokratie, die Diktatur wählen würde. Der, wenn er einen Wunsch frei hätte, am liebsten alle Neureichen und alle Linken ins Nirgendwo verbannen würde oder ins Gstaader Bonzenviertel Oberbort. Weil sie sein Sein erschweren; die Linken, weil sie die Welt mit ihren Etepetete-Ideologien langsam zersetzen; die Neureichen, weil sie Lärm machen und viele von ihnen Arschlöcher sind. Da ist dieser Typ, der unlängst da Vincis «Salvator Mundi» für 450 Millionen Dollar verkauft und sich ein Chalet am Oberbort gekauft hat und kugelsichere Fenster hat einsetzen lassen. «So ein Idiot», sagt Taki. Oder dieser Araber, der ernsthaft darüber nachdenkt, in seinem Oberbort-Garten ein Kamel zu halten. So viele Araber plötzlich, klagt er. Wenn er im «Palace» einen Drink nehmen will, fragt er neuerdings zuerst, ob hier weisse Christen noch erwünscht seien.

Aggressivität der amerikanischen Frauen

«Tja», sagt er auf der Terrasse seines Chalets im blauen Trainingsanzug, weil er gerade ein kleines Karatetraining hinter sich hat, «tja», sagt er, während seine Frau, mit der er vierzig Jahre lang verheiratet ist, Alexandra, Prinzessin von Schönburg-Hartenstein, in der Küche Espresso



«Man muss sich nicht wundern, wenn die Chinesen und Russen uns auslachen»: Bonvivant Panagiotis Theodoracopoulos alias Taki.

zubereitet, weil es ein Problem mit dem Personal gibt gerade, «tja», sagt er, «ich weiss nicht, woher diese Aggressivität amerikanischer Frauen herkommt. Man hört sie ja die ganze Zeit nur noch <fucking this, fucking that> sagen. Die reden alle, als ob sie im Getto lebten und Schwarze seien. Vielleicht deshalb, weil schwarze Frauen im Moment nichts falsch machen können, weil diese *left-wing*-Medien sie schützen. Schwarze Frauen, Lesben, Transgender-Leute, über die wird berichtet. Wenn du schwarz bist, schwul und Künstler, kriegst du eine Seite im Feuilleton der *New York Times*, auch wenn deine Kunst nichts taugt. Als Weisser kriegst du gar nichts mehr. Das geht sogar so weit, dass es für Werbespots im Fernsehen so etwas wie eine inoffizielle Quote gibt, dass in 60 Prozent aller Spots schwarze Frauen zu sehen sein müssen.»

«Frauen behaupten, sie hätten nie die gleichen Chancen gehabt wie Männer. Aber so einfach ist das nicht. Wir Männer gingen jagen, sie gingen sammeln. Wir Männer gingen in den Krieg, sie beschützten die Kinder. Wie willst du das Geschlecht so schnell <gleichberechtigten>? Natürlich ist es so, dass Frauen da draussen die ganz Zeit begripscht werden, das ist nicht tolerierbar. Aber anstatt über häusli-

che Gewalt und Vergewaltigung zu reden und in den Medien zu berichten und da mal vorwärtszumachen, reden alle etwa über George Bush senior im Rollstuhl, der im Vorbeirollen mit seiner Hand versehentlich den Po einer Frau streifte. Tagelang wurde darüber diskutiert. Da muss man sich nicht wundern, wenn die Chinesen und Russen uns auslachen und sich wundern, mit was allem wir unsere Zeit

«Ich verstehe nicht, wie Frauen ihre Fraulichkeit für diesen Feminismus aufgeben konnten.»

verschenden. Das Ganze ist wie Krebs haben und ihn behandeln, als ob es Bluthochdruck sei. Wenn du Frauen beschützen willst, dann verbiete den Rappern solche Sätze zu sagen wie <Fuck that damn whore>, und die Rapper verdienen damit ein Vermögen und werden prominent und sagen dann so Sachen wie <Amerika darf keine Geschäfte mit den Saudis machen, weil die Frau dort nichts wert ist>.»

Krieg statt Wettstreit

«Ja gut, Harvey Weinstein. Ich kenne ihn. Schau, das war einmal ein fetter Jude, der keine

Frau abbekam, und dann kam er zu Geld und Macht und Einfluss und wollte alles nachholen oder es ihnen heimzahlen, was weiss ich. Stell dir vor, da ist ein fetter Jude mit der Möglichkeit, dich als Frau gross rauszubringen, in einem Zimmer am Onanieren, du bist eine Frau und kommst rein. Was machst du, es ist widerlich, also gehst du raus, *that's it*. Aber was machten diese Ladys, sie blieben, sind geil nach Ruhm und einer Filmrolle, also bleiben sie, und dann zeigen sie ihn an, weil das immerhin Publicity gibt.»

«Früher war das mal ein Wettstreit zwischen den Geschlechtern, heute ist es ein hysterischer Krieg. Ich frage mich wirklich, was aus einigen dieser wunderbaren Wesen, die Frauen sind, geworden ist. Als ich jünger war, verbrachten wir den Sommer auf Jachten im Mittelmeer, wir sprangen ins Wasser, die Mädchen gingen vor uns die Leiter auf das Boot hoch, wir zupften ihnen die Höschchen runter. Ein kleiner Spass halt. Stell dir vor, du würdest das heute tun. Ich verstehe nicht, wie Frauen ihre Fraulichkeit für diesen Feminismus aufgeben konnten. Fraulich zu sein, ist doch um so viel grossartiger, als Feministin zu sein, und beides geht offenbar nicht. Fraulich zu sein, heisst ja nicht, schwach zu sein.»

«Nur ein indirekter Schaden»

Von Christoph Mörgeli

Die Loterie Romande der Bundesrichter Seiler (SVP), Zünd (SP), Girardin Aubry (Grüne), Donzallaz (SVP) und Stadelmann (CVP) hat entschieden: Beide Opfer des grössten Justizskandals unseres Bundesstaates erhalten für ihren Verlust in vielfacher Millionenhöhe – verursacht durch einen Verbund staatlicher Instanzen – keinen Rappen. Nein, sie müssen dem Bundesgericht sogar 40 000 Franken überweisen.

2003 legten Bundesanwaltschaft, Bundeskriminalpolizei und Bankenkommission (heute Finma) der Privatbank Tempus und deren Hauptaktionär eine verheerende Falle. Der in den USA fast zweimal lebenslänglich verurteilte Drogenkriminelle Ramos und ein verdeckter deutscher Ermittler wurden widerrechtlich auf den unbescholtenen Bankier Oskar Holenweger losgelassen. Aufgrund ihrer Lügen konstruierte man einen falschen Anfangsverdacht. Holenweger wurde ohne Beweise sieben Wochen in Untersuchungseinzelhaft gesteckt. Er musste ein siebenjähriges Strafverfahren über sich ergehen lassen. Unter dem Druck von Bankenkommission und KPMG kam es zu einem Notverkauf der Tempus-Bank – und zwar weit unter ihrem Wert. Holenwegers Verluste an Vermögen und Einkommen waren enorm.

2011 sprach das Bundesstrafgericht Oskar Holenweger vollumfänglich frei. Er machte für sich und einen weiteren Geschädigten Schadenersatzansprüche geltend. Das Finanzdepartement wollte davon nichts wissen. Das Bundesverwaltungsgericht verweigerte jede Zahlung. Und jetzt bestätigt auch das Bundesgericht, dass die Justizopfer nichts erhalten. Eine Staatsinstanz deckt die andere. Die Begründung ist geradezu zynisch: Es gehe bei Aktionär Holenweger lediglich «um einen indirekten Schaden, der nicht ersatzfähig ist». Auch sei er durch das «widerrechtliche Verhalten» des Staates nicht direkt betroffen und nicht «in seinen absoluten Rechten verletzt, wie etwa in seiner psychischen und physischen Integrität».

Hätte sich Holenweger – statt für sein Recht zu kämpfen – krankschreiben lassen und sich dem Therapiestaat Schweiz überlassen, müsste ihn die Eidgenossenschaft also entschädigen. Vielleicht sollte man Bundesrichter, die solche Urteile fällen, gelegentlich krankschreiben. Julius Hammer hat Mitte des 19. Jahrhunderts besser geurteilt: «Ein Richter, der verdammt, / ist stark nur im Vernichten. / Des echten Richters Amt / ist, wieder aufzurichten.»

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Trump senkt Deutschlands CO₂

Von Peter Bodenmann — Trump wollte die Nord-Stream-Pipeline verhindern. Um amerikanisches Flüssiggas zu liefern. Erfolglos.



Gruss aus Moskau: Putin liefert den Deutschen während zehn Jahren Dumping-Gas.

Manfred Weber wollte Kommissionspräsident werden. Im erfolglosen Kampf um die wichtigste Position in der EU kritisierte der CSU-Mann das Projekt Nord Stream 2. Er werde Wladimir Putin, Gerhard Schröder und Angela Merkel Mores lehren. Merkel vergisst selten etwas. Deshalb liess sie sichtlich vergnügt den Weber in seiner Wäsche eingehen. Und transferierte ihre schwächste Ministerin nach Brüssel, indem sie Macron und Orbán scheinbar nachgab. Politik ist ein Spiel über die Bande.

Auch sonst ist es um die Gegner dieses Pipeline-Projekts verdammt still geworden.

Putin 1: Die Pipeline Nord Stream 2 wird Mitte des nächsten Jahres in Betrieb gehen. Alle Versuche, die Bauarbeiten zu stoppen, sind kläglich gescheitert. Weil Deutschland nicht von billigem russischem Erdgas auf teures amerikanisches Fracking-Flüssiggas umsteigen will. Wer von den Leserinnen und Lesern der *Weltwoche* tankt schon freiwillig viel zu teures Benzin?

Putin 2: Um die Amerikaner dauerhaft an die Wand zu drücken, ist Gazprom, ist Putin bereit, neuen Kunden während zehn Jahren die Kilowattstunde Gas zum Preis von einem Rappen zu liefern. Für alle fossilen Analphabeten: Dies entspricht einem Preis von elf Rappen pro Liter Heizöl. Dumping im Quadrat.

Putin 3: Es gibt in Deutschland viele Gaskraftwerke, die – wegen der bisher hohen Gas-

preise – nur 1000 Stunden pro Jahr Strom produzierten. Neu werden sie wegen der Putin-Dumpingpreise während 6500 Stunden im Jahr laufen. Und so über Nacht Kohlestrom schleichend aus dem Markt drängen.

Putin 4: Noch einen Schritt weiter geht der in aller Regel unselige Professor Hans-Werner Sinn letzte Woche im deutschen *Handelsblatt*: Er will, um den CO₂-Ausstoss effizient zu senken, zusätzlich bestehende Kohlekraftwerke auf Gasbetrieb umrüsten.

Putin 5: RWE steht traditionell der SPD und Schröder nahe. Der Stromriese kündigte an, dass er weit schneller als bisher geplant aus den Kohlekraftwerken aussteigen werde. Warum wohl?

Unglaublich, aber wahr: Im ersten Halbjahr 2019 stammte bereits die Hälfte des deutschen Stroms aus erneuerbaren Energien. Ein Rekord. Der strombedingte CO₂-Ausstoss sank um fünfzehn Prozent. Wenn sich Putin, Schröder, Sinn und Söder mit ihrer Gasstrategie durchsetzen, wird er weiter dramatisch sinken.

Und wenn die Umrüstung der Kohlekraftwerke auf Russengas kommt, sind auch Flatterstrom und Dunkelflauten weg vom Fenster.

Und wem haben wir all diese positiven Entwicklungen zu verdanken? Einmal mehr Donald Trump.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

FOSUN 复星

CREATING
HAPPIER LIVES
FOR FAMILIES WORLDWIDE

让全球每个家庭
生活更幸福





Mit Empfang bei **Oberst Christoph Graf**
35. Kommandant der Päpstlichen
Schweizergarde im Vatikan.



VIP-Reise «Musica e Arte Sacra» **Rom sehen und hören**

Geniessen Sie bekannte Werke der sakralen Musik auf höchstem Niveau im ehrwürdigen Rahmen der römischen Basiliken. Ein exklusiver Empfang bei der Schweizergarde und die päpstliche Generalaudienz machen die 6-tägige Reise zum einmaligen Kultur- und Musikerlebnis.

Gleich nach unserer Ankunft in der Ewigen Stadt werden wir an der Porta Sant'Anna vom Kommandanten der Schweizergarde persönlich empfangen. Wir besichtigen das Quartier des Söldnerheeres, dessen Aufgabe es ist, die Sicherheit des Papstes zu gewährleisten. Ein Gardist begleitet uns zum Abendessen in einer Trattoria.

Mit Mozarts Krönungsmesse im Petersdom beginnt der zweite Tag, gefolgt von einer heiligen Messe. Am Nachmittag besuchen wir die Basilika Santa Maria sopra Minerva mit Kunstwerken von Michelangelo und Bernini. Nach dem Abendessen lauschen wir Bruckners Sinfonie Nr. 3 mit den Wiener Philharmonikern in der päpstlichen Basilika Sankt Paul vor den Mauern.

Am dritten Tag haben Sie die Wahl zwischen zwei fakultativen Ausflügen: Steht Ihnen der Sinn nach den Kunstschätzen in der Villa Borghese, oder erkunden Sie lieber das antike Rom im Forum Romanum und im Kolosseum? Den Abend lassen wir mit Beethovens 9. Sinfonie in der päpstlichen Basilika Sankt Paul ausklingen.

Im weiteren Verlauf der Reise werden Sie akustisch unter anderem mit Beethovens Messe in C-Dur und Bruckners «Te Deum» verwöhnt. Den musikalischen Abschluss bildet ein Chorkonzert in der Basilika Santa Maria Maggiore. Zu den weiteren Höhepunkten zählt der Besuch des mittelalterlichen Trastevere-Viertels und des einstigen jüdischen Gettos nördlich des Tibers.

Auf einem Rundgang durch Roms Altstadt erleben Sie die berühmten Sehenswürdigkeiten – etwa die Spanische Treppe, das Pantheon oder den Trevibrunnen. Eine Weinprobe mit Imbiss in einer Enoteca steht ebenfalls auf dem abwechslungsreichen Programm.

Den unvergesslichen Schlusspunkt bildet die päpstliche Generalaudienz auf dem Petersplatz, an der Sie als Teilnehmer des Festivals der Musica e Arte Sacra von Papst Franziskus speziell begrüsst werden.

Das detaillierte Reiseprogramm und ein Anmeldeformular finden Sie unter www.weltwoche.ch/platin-club

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Reise, 13. bis 18. September 2019
«Musica e Arte Sacra»

Reiseleistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Rom–Zürich
- Luftverkehrssteuer, Flughafen- und Sicherheitsgebühren
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- Fünf Übernachtungen mit Frühstücksbuffet im 4-Sterne-Hotel in Rom
- Abendessen mit einem Schweizergardisten
- Abendessen in einem ausgewählten Restaurant
- Weinprobe mit Imbiss in einer Enoteca
- Besuch der Schweizergarde und persönlicher Empfang
- Konzerte, Ausflüge, Rundgänge und Besichtigungen laut Programm, inkl. Eintritte
- Teilnahme an der Generalaudienz auf dem Petersplatz mit spezieller Begrüssung durch den Papst
- Qualifizierte Reiseleitung

Preis:

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 2480.– p.P. im DZ
Für Nichtabonnenten: Fr. 2780.– p.P. im DZ
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 500.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über
Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an
info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

Die neue Vierfaltigkeit

Von Kurt W. Zimmermann — Wir können Bilanz ziehen. Für uns Leser wurde der Konzentrationsprozess in der Presse zum Glücksfall.

Nehmen wir Kapitänin Carola Rackete und ihren Widersacher Matteo Salvini. Was halten die Zeitungen von den beiden?

Für die *NZZ* war Racketes Aktion ein «unerhörter Rechtsverstoss» und Salvini ein Garant des Gesetzes. Für die *Aargauer Zeitung* handelte Rackete «fragwürdig», wurde aber auch von Salvini «missbraucht». Für den *Blick* war Rackete eine «mutige junge Kapitänin», die einem «Hardliner» gegenüberstand. Für den *Tages-Anzeiger* war Rackete eine «Lebensretterin» und «Heldin» und er ein übler Rechtspopulist.

Schön am Beispiel ist, wie glasklar sich vier unterschiedliche politische Einstellungen erkennen lassen.

Die *NZZ* ist bürgerlich-konservativ. Die *Aargauer Zeitung* ist ausgleichend-liberal. Der *Blick* ist sozial-engagiert. Der *Tages-Anzeiger* ist links-populistisch.

Nehmen wir ein zweites aktuelles Beispiel, die AHV-Revision von SP-Bundesrat Alain Berset. Wieder reihen sich die vier politischen Einstellungen wie die Perlen aneinander.

Die *NZZ* kritisierte Berset als «unausgewogen». Die *Aargauer Zeitung* wünschte sich eine «konstruktive Politik». Der *Blick* erkannte eine «Hoffnung für die Renten». Der *Tages-Anzeiger* jubelte: «Alain Berset hat gewonnen.»

Wieder dasselbe Bild. Die *NZZ* bleibt konservativ. Die *Aargauer Zeitung* ist ausgleichend. Der *Blick* denkt sozial. Der *Tages-Anzeiger* jubelt links.

Ich bin seit fünfzig Jahren Zeitungsleser. Ich glaube, eine so schön gefächerte Meinungsvielfalt gab es nie in dieser Zeit. Dass es sie gibt, ist ein Glücksfall für uns Leser. Es ist die Folge der jüngsten Pressekonzentration.

Presseausweitung

Was passierte in den letzten zwei Jahren? Erst installierte das Haus des *Tages-Anzeigers* eine Zentralredaktion, die neben dem Hauptblatt auch die vielen Trabanten von *Berner Zeitung* bis *Basler Zeitung* beliefert. Dann entstand in Aarau der neue Medienkonzern CH Media, der ebenfalls eine Zentralredaktion schuf, die heute die *Aargauer Zeitung*, das *St. Galler Tagblatt*, die *Luzerner Zeitung* und deren Satellitenblätter bedient. Parallel dazu trieb auch die *Blick*-Gruppe die redaktionelle Integration weiter voran. Die *NZZ* wiederum trennte sich von ihren Regionalblättern in der Ost- und Innerschweiz, um die eigene Marke noch stärker zu machen.

Diese Konzentration hat zu einem neuen, intensiveren Wettbewerb der journalisti-



Buntheit und Dichte: Kapitänin Rackete.

schon Haltungen geführt. Es gibt heute vier starke Meinungszentren im Markt der Tageszeitungen: *NZZ*, CH Media, Ringier und Tamedia. Die zentralen Redaktionen der vier Meinungszentren haben sehr prononcierte Profile entwickelt, um sich ideologisch zu unterscheiden. Sie haben auch ihre Kommentardichte deutlich gesteigert. Es gibt keine wichtigen Ereignisse mehr, die von den vier unkommentiert bleiben.

Diese Buntheit und diese Dichte sind ebenso neu wie erfreulich. Sie sind die Folge der Marktverschiebung, in der aus alleinstehenden Zeitungen starke Medienverbände wurden.

Die vier dominierenden Anbieter kann man gut ins klassische Parteienprofil einordnen: Die *NZZ* fährt einen sehr bürgerlichen Kurs, am traditionellen Flügel der FDP, mit Elementen aus der SVP. Die Blätter von CH Media sind auf Mitte und Konsens bedacht, sie politisieren ähnlich wie die CVP. Die *Blick*-Gruppe engagiert sich für den kleinen Mann und steht dem gemässigten Gewerkschaftsflügel recht nahe. Der *Tages-Anzeiger*-Verbund wiederum ist linkspopulistisch, hat eine moralisierende Komponente und ist oft auf SP-Linie.

Die Pressekonzentration wurde so zur Presseausweitung: weniger Medien, aber mehr Meinung.

Gleichschaltung

Von Henryk M. Broder — Kahrs möchte es wieder versuchen.

Johannes Kahrs, SPD-Bundestagsabgeordneter für Hamburg-Mitte, haushaltspolitischer Sprecher seiner Fraktion und Sprecher des Seeheimer Kreises, einer konservativ angehauchten Gruppe innerhalb der SPD-Fraktion, gehört nicht gerade zu den Politikern, deren Namen jeder kennt. Im Laufe seiner politischen Karriere, die in den achtziger Jahren bei den Jusos begann, machte er sich trotzdem einen Namen, indem er seine Gegner, auch in der SPD, niedermachte, als wäre er ein Gutsherr und sie seine Leibeigenen. Geht es gar um die AfD, kennt Kahrs kein Pardon und macht keine Gefangenen. In einer Rede vor dem Bundestag am 12. September letzten Jahres rief er den AfD-Abgeordneten zu, «Rechtsradikale in diesem Parlament» wären «nicht nur ein Problem», sondern auch «unappetitlich», sie hätten ausser «dummen Sprüchen» nichts anzubieten. «Man muss sich diese Traurigen nur mal angucken», um zu erkennen, «Hass macht hässlich», die AfD-Leute sollten mal «in den Spiegel schauen». Die SPD-Fraktion quittierte diese Bemerkung mit Beifall und Lachen, die AfD-Abgeordneten verliessen den Plenarsaal.

Nun ist die AfD keine lupenrein und porentief demokratische Partei, aber das ist die Linke, die aus der SED hervorgegangen ist, auch nicht. Dennoch kam und kommt die SPD mit ihr bestens und ohne Bauchkrämpfe zurecht, unter anderem in den Parlamenten und Landesregierungen von Berlin, Brandenburg und Thüringen, wo die Linke den Ministerpräsidenten stellt. Demnächst auch in Bremen unter Beteiligung der Grünen. Für Kahrs kein Problem. Die AfD dagegen möchte er «verbieten» und «dann afd mitglieder aus dem beamtenverhältnis entlassen», so Kahrs am 7. Juli auf Twitter als Antwort auf die Frage eines Users, wie er die AfD neutralisieren würde.

Kahrs ist sich möglicherweise nicht bewusst, vor welchem historischen Hintergrund er agiert. Das «Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» vom April 1933 war der «rechtliche» Hebel, mit dem jüdische und politisch unverlässliche Beamte aus dem Staatsdienst entlassen wurden, der Anfang der «Gleichschaltung». Davon kann in der Bundesrepublik keine Rede sein. Wie kommt aber ausgerechnet ein SPD-Abgeordneter auf die Idee, man könnte es wieder versuchen?



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man die Firma Mövenpick dazu auffordern, endlich den Fehler im Namen zu korrigieren und sich – orthografisch korrekt – in Möwenpick umzubenennen? Oder denken die, ich habe einen Vogel?

Martin Hauser, Aarau

Unterlassen Sie das. Bei Mövenpick weiss man Bescheid; die Firma wurde schon früher viel gescholten wegen der falschen Schreibweise. Bei der Firmengründung wurden der Möwe, angeblich aus grafischen Gründen, die Flügel etwas gestutzt. Bis zur Orthographischen Konferenz im Jahr 1901 waren übrigens beide Schreibweisen üblich. Geniessen Sie den Sommer, kaufen Sie sich ein Mövenpick-Glace und schauen Sie den Möwen nach, die bekanntlich, nach einem gewissen Herrn Morgenstern, alle Emma heissen. Da weiss man wenigstens, wie man das schreibt. *Max Wey*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Als Waldbesitzer weiss ich leider sehr genau, wie sich die Natur negativ verändert.» *Michael Baumgartner*

Dann wird der Wald bald wieder schrumpfen
Nr. 27 – «Die Welt vergrünt»
von Benny Peiser und Matt Ridley

Bravo! Endlich getraut sich jemand, in diesem vom Mainstream gepuschten Thema Widerspruch zu erheben. Allerdings ist das CO₂ auch bitter nötig, denn wenn sich die grünen Ideen durchsetzen, dann wird der Wald bald wieder schrumpfen. Warum? Weil die Menschen weiterhin kochen und im Winter nicht frieren wollen – also wird wieder viel Holz geschlagen werden, das die in Zukunft verbotenen fossilen Brennstoffe wird ersetzen müssen – noch Fragen?

Fridolin Spälti, Richterswil

Als Waldbesitzer weiss ich leider sehr genau, wie sich die Natur negativ verändert. Da erscheint mir Ihr Bericht wie das Wunschenken aus der Märchenwelt. Die Fichten sind extrem bedroht oder schon abgestorben, und viele Buchen stehen mit verdorrten Kronen. Da kann ich Ihnen einen Spaziergang im Walde ins schwindende Grün nur empfehlen. Aber bitte mit offenen Augen.

Michael Baumgartner, Rekingen

Reifes Volk?

Nr. 24 – «Greta ist das Gras, ich höre es wachsen»; Interview mit Jean Ziegler

Jean Ziegler sagt (im Zusammenhang mit Einheitskrankenkasse und zusätzlicher Ferienwoche): «Eines der politisch reifsten Völker stimmt gegen seine ureigensten Interessen.» Das kann nur einer denken, der das Volk nicht versteht und von dessen Entscheid enttäuscht ist. Das Volk stimmt halt oft nicht so, wie es der prominente Linke aus Genf möchte.

Jakob Schluep, Münchenwiler

«Blumere»

Nr. 27 – «Von Jägern zu Gejagten»; Alex Baur über den Polizeikommandanten Daniel Blumer

Ich war selber 37 Jahre lang ein Zürcher Stadtpolizist und mit ähnlich, ja noch schlimmer gelagerten Fällen betraut. Polizeikommandant Daniel Blumer ist andererseits, wenn es um die Entlassung von «kleineren» Polizeiangehörigen geht, zackig schnell. So hat sich im Polizeikorps das Verb «blumere» ergeben dafür, wenn wieder einmal ein Polizist bei der Stapo entlassen wird.

Peter Mathys, Benglen



«Wunschenken aus der Märchenwelt.»

Erfrischend

Nr. 27 – «Sommerärgernisse»; Kolumne von Herodot

Welch erfrischender Beitrag von Herodot! Die Sicht aus der Ferne zeigt wieder einmal, wie wir unsere Ansichten und Haltungen etwas revidieren müssen – seien das unsere Tugend des «störrischen Widerstands», die Relativierungen im Klimaschutz, die Unbeweglichkeit der Staatsbetriebe in Sachen Klimaanlagen oder die Einstellung der Bauernlobby zu den ungeniessbaren Treibhaustomaten. Offene Meinungen tun gut, auch wenn sie unter einem Pseudonym publiziert werden.

Daniel Ryser, Bolligen

Selbst wenn unser Land menschenleer wäre...

Nr. 27 – «CO₂ verringern, Wohlstand sichern»; Ruedi Noser über den Klimawandel

In der Schweiz leben rund acht Millionen Menschen, das entspricht etwa einem Promille der Weltbevölkerung. Der Klimawandel, so er denn von Lebewesen verursacht wird, ist ein weltweites Problem, das noch nie, nicht mal von Klimapropheten, bestritten worden ist.

Was soll das hektische Gehabe? Glaubte der Verfasser wirklich, dass die Schweiz da ernsthaft etwas Messbares beitragen kann? Selbst wenn unser Land komplett menschenleer wäre, könnte keine Reduktion des weltweiten CO₂ nachgewiesen werden. Es geht hier einzig und allein darum, durch neue Steuern und Len-

kungsabgaben den Mittelstand weiter zu belasten und zu schwächen, so dass wir bald und besser in die EU integriert werden können.

Kurt Grolimund, Wolfhausen

Mit Verstand

Nr. 26 – «Wohlstands-Verblödung»;
Editorial von Roger Köppel

Vielen Dank für Ihren hervorragenden Beitrag. Es zeigt sich wieder einmal, dass es Personen in unserem Land gibt, die mit Verstand argumentieren. Denn es ist momentan absolut modern, alles in Frage zu stellen. Wehe dem, der nicht dem Mainstream folgt.

Ursula Sperisen, Derendingen

Gegen die Wirtschaft

Nr. 26 – «Den kindlichen Blick bewahren»;
Roger Köppel und Christoph Mörgeli über
Fredy Knie

Unlängst hatte ich selbst als Erwachsener gerade auch an den Tiernummern im Circus Knie meine Freude. Die Forderung im links-grünen Zürcher Parlament, Aufführungen mit Tieren zu verbieten, ist eine von vielen Interventionen, dank denen entweder anhand der Empfindungen sensibler Menschen (Tierwohl, Artenschutz, Fleischkonsum) oder durch pure Angstverbreitung (Klimaschutz, Pflanzenschutz) politische Agitation betrieben wird mit dem Ziel, unsere Gesellschaftsordnung umzukremeln. Diese Agitation richtet sich frontal gegen die Wirtschaft im Allgemeinen und gegen gewerbliche Unternehmen im Speziellen, weil sie dort am direktesten Wirkung zeigt. Wenn Zirkusnummern, wie sie Knie betreibt, verboten werden sollen, dann müssten auch die Haltung von Haustieren und die gesetzlich vorgeschriebenen Hundekurse (Dressur) verboten werden!

Urs Fries, Seuzach

Ich fühle mich diskriminiert

Nr. 26 – «Schnapsidee Vaterschaftsurlaub»;
Katharina Fontana über Familienpolitik

Der Ständerat hat es begriffen. Männer sind nicht nur Erzeuger. Es braucht den Vaterschaftsurlaub. Unsere Familienpolitik war bis jetzt steinzeitlich. Da ich ein emanzipierter Mann bin und in einem frauenlastigen Beruf arbeite, fühle ich mich durch diesen Artikel diskriminiert. Die Schweiz ändert sich.

André Heiniger, Lausen

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Eben bin ich 54 Jahre alt geworden, meine Freundin ist 29 Jahre alt, also 25 Jahre jünger. Ich fürchte mich davor, mit ihr in der Öffentlichkeit aufzutreten, ich höre schon Sprüche wie «Das könnte seine Tochter sein». Muss ich da einfach durch? Weshalb wird eine solche Beziehung nicht einfach akzeptiert?
Marcel G., Horgen

Warum fürchten Sie sich vor Sprüchen in der Öffentlichkeit über sich und Ihre Frau? Wobei die von Ihnen genannten Sprüche ja gar nicht verwerflich sind. Vom Alter her ist es ja wohl sicher möglich, dass Ihre Frau Ihre Tochter sein könnte, denn ein 54 Jahre alter Mann kann sehr wohl eine 29 Jahre alte Tochter haben. Was ist denn daran so verwerflich? Und was schadet es Ihnen denn, wenn in der Öffentlichkeit solches kolportiert wird? Sind Sie denn so sehr von der sogenannten Öffentlichkeit abhängig, dass Sie das stört?

Und ob die Beziehung von Ihnen und Ihrer Frau in der Öffentlichkeit akzeptiert wird oder nicht, kann Ihnen ja gleichgültig sein.

Wichtig ist, dass Sie diese akzeptieren. Und was das Geschwätz anbelangt, so empfehle ich Ihnen, das Kinderbuch von Johanna Spyri – das «Heidi» – zu lesen. Dort fragt Heidi seinen Grossvater, den in der Öffentlichkeit verunglimpften Alpöhi, warum er denn so verunglimpft werde. Heidi findet ihren Grossvater einen grossartigen und gütigen Menschen. Darauf antwortet ihr Grossvater kurz und trocken: «Weisst du, man muss die Leute reden lassen, die Hühner können es nicht.» Sehr schön wird dies durch den grossartigen Schauspieler Heinrich Gretler im ersten schwarz-weißen «Heidi»-Film dargestellt.

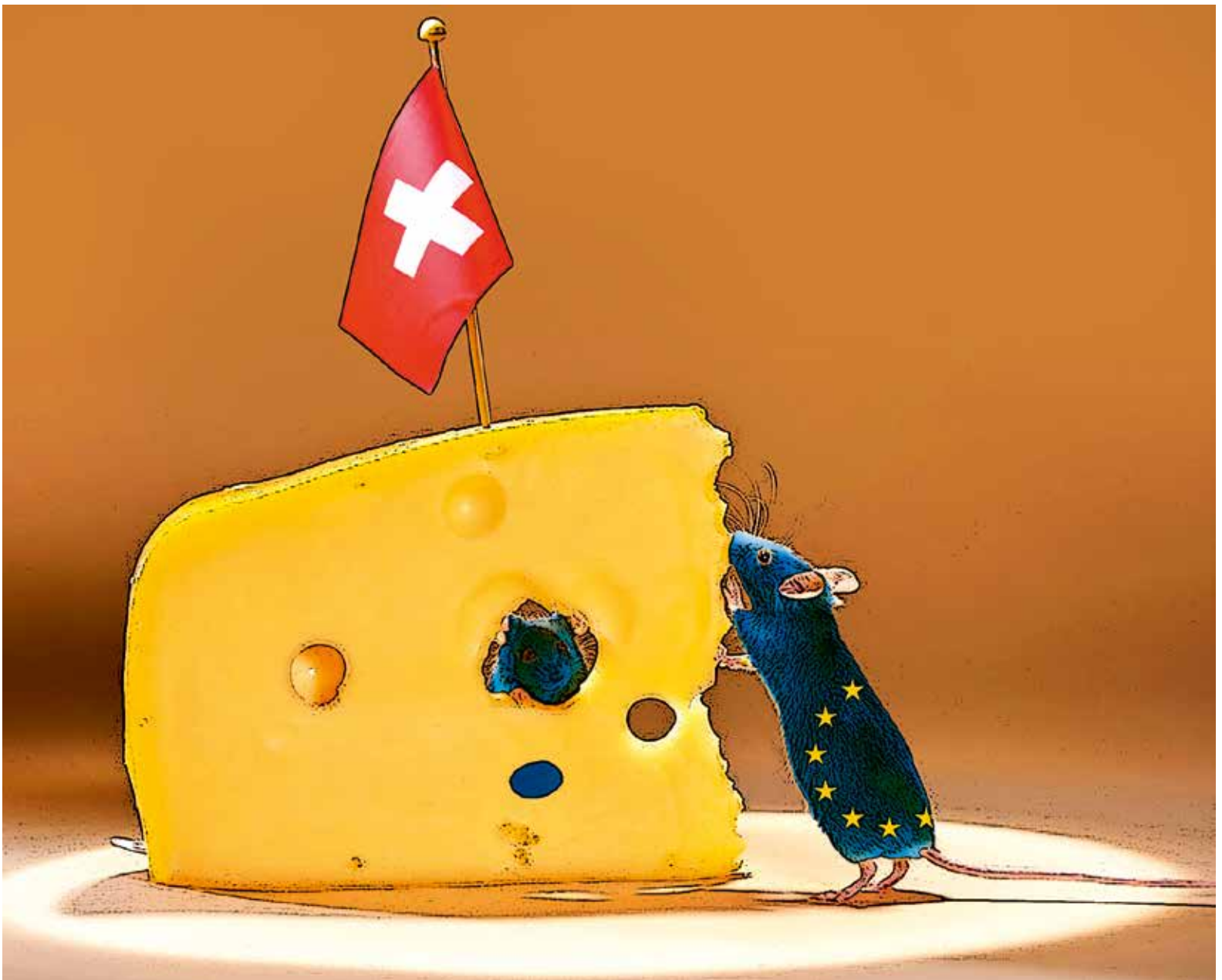
Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

DIE WELTWOCH

Die Weltwoche im «Taschenformat».

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe seit 2013 im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.





Rosinenpicken mal anders.

Wie die EU von der Schweiz profitiert

Allen gegenteiligen Behauptungen zum Trotz:
Brüssel hat sich mit den bilateralen Verträgen enorme Vorteile verschafft.

Von Christoph Mörgeli

Der deutsche Rechtsgelehrte Samuel von Pufendorf schrieb in seinem Werk «Über die Verfassung des deutschen Reiches» anno 1667: «Kein Nachbar ist angenehmer als die Schweiz, für die es ein Grundsatz ist, ihr Eigentum zu schützen, nichts Fremdes zu erstreben und lieber zu nützen als zu schaden.» Das war einige Jahre nach dem Dreissigjährigen Krieg. Dem heutigen Friedensprojekt Europäische Union scheint derselbe Nachbar indessen weniger angenehm. Im besseren Fall ist im Zusammenhang mit den «störrischen Schweizern» (Manfred Weber) die Rede von Rosinenpickern oder

Trittbrettfahrern, im schlechteren Fall von «geostrategischem Unding» (Jean-Claude Juncker) oder «Warnschuss vor den Bug» (Johannes Hahn).

Die deutsche Bertelsmann-Stiftung hat unlängst errechnet, dass ausgerechnet das EU-Nichtmitglied Schweiz am meisten vom europäischen Binnenmarkt profitiere. Jede Schweizerin und jeder Schweizer verdiene dank diesem exakt 2914 Euro mehr pro Jahr. Auch hiesige Politiker und Journalisten tischen regelmässig die Geschichte auf, dass unser Land unerhörte Vorteile aus der Zusammenarbeit

mit Brüssel heraushole. Eine nüchterne Analyse ergibt ein ganz anderes Bild: Die Europäische Union profitiert enorm von der Schweiz. Das betrifft etwa den automatischen Informationsaustausch in Steuersachen, die Kohäsionsmilliarden oder die weit überdurchschnittliche Aufnahme von Asylsuchenden bezüglich Bevölkerungszahl. Von noch grösserem Gewicht sind aber die nachfolgenden Bereiche.

Personenfreizügigkeit — Die heute von den Wirtschaftsverbänden so inbrünstig verteidigte Personenfreizügigkeit wollten seinerzeit

weder die Arbeitgeber noch die Gewerkschaften, weder der Bundesrat noch das Parlament oder auch nur eine einzige Partei. Es war einzig die EU, die auf ein entsprechendes Abkommen drang. Um zu verhindern, dass der Schweizer Souverän den für sie nachteiligen Vertrag nachträglich aus dem Paket Bilaterale I aussondern könnte, bestand Brüssel auf einer Guillotineklausel. Den Abstimmungssieg erkaufte die offizielle Schweiz mit einer weitgehenden Preisgabe des liberalen Arbeitsmarktes durch «flankierende Massnahmen».

Wie von ihr erwartet, hat die Union von der Personenfreizügigkeit sehr einseitigen Profit geschlagen. 1,43 Millionen EU/Efta-Bürger haben sich aktuell in der Schweiz niedergelassen.

Die Schweizer Steuerzahler subventionieren den europäischen Studenten die Ausbildung.

Viele von ihnen fanden hier gutbezahlte Jobs, alle profitieren sie von einer ausgezeichneten Lebensqualität, vorzüglich ausgestatteten Sozialwerken und Infrastrukturen, einer umfassenden Gesundheitsversorgung und einem exzellenten Bildungswesen. Fast 70 Prozent der Ausländer in der Schweiz stammen aus dem europäischen Raum. Demgegenüber leben gegenwärtig bloss 458 000 Schweizer im EU-Ausland. Allein 2018 sind 30 800 Personen mehr aus den EU-28/Efta-Staaten in die Schweiz ein- als ausgewandert.

Die Zuwanderung in die Sozialwerke ist Tatsache. Die Schweizer tragen als Nettozahler die Beiträge an die Arbeitslosenversicherung zu 74,4 Prozent, beziehen aber nur 55,3 Prozent der Arbeitslosenentschädigungen. Demgegenüber leisten Angehörige der EU/Efta-Staaten 24,4 Prozent der Beiträge an die Arbeitslosenversicherung, beziehen aber 31,1 Prozent aller Arbeitslosenentschädigungen. Die Erwerbslosenquote in der Schweiz liegt trotz guter Wirtschaftslage bei besorgniserregenden 4,9 Prozent; mit 6,6 Prozent ist sie bei EU-Ausländern deutlich höher als bei den Schweizern mit 3,6 Prozent. Man geht nicht fehl mit der Feststellung, dass die EU einen Teil ihrer Arbeitslosigkeit in die Schweiz exportiert.

Grenzgänger — Den 317 000 Grenzgängern aus dem EU-Raum, die in der Schweiz eine Arbeitsstelle gefunden haben, stehen nur gerade 12 000 Schweizer gegenüber, die ins benachbarte Ausland pendeln. 174 000 Personen kommen aus Frankreich, 72 000 aus Italien, 60 000 aus Deutschland. Es gibt aber sogar polnische Grenzgänger, die am Weekend in ihre Heimat fahren. Vor allem Genf (wo jeder dritte Arbeitnehmer ein Grenzgänger ist) und das Tessin, aber auch Basel und der Bodenseeraum zwischen Schaffhausen und dem Rheintal äch-

zen unter der Last von Verkehr, Infrastrukturbenutzung und dem Druck der billigeren Konkurrenz aus dem nahen Ausland.

Die Schweiz soll laut dem Willen der EU die Arbeitslosenunterstützung für die Grenzgänger zahlen; dabei profitieren die europäischen Nachbarstaaten schon erheblich von Steuern, die sie von ihren in der Schweiz arbeitenden Mitbürgern erheben können, und vor allem auch davon, dass diese hauptsächlich in ihrem kostengünstigeren Ursprungsland konsumieren.

Handelsbilanz — 2018 wies die EU im Warenhandel mit der Schweiz eine positive Bilanz im Wert von 47,46 Milliarden Euro aus. Dies bedeutet, dass die EU mehr Güter in die Schweiz exportiert, als sie aus der Schweiz importiert hat. Im letzten Jahr hatte die EU im Dienstleistungshandel mit der Schweiz eine positive Handelsbilanz im Wert von 57,87 Milliarden Euro. Im Klartext: Die EU hat mehr Dienstleistungen in die Schweiz exportiert als aus der Schweiz importiert. Auch ist die Schweiz hinter den USA das zweitgrösste Kapitalgeberland für die Europäische Union sowie hinter den USA die zweitgrösste Empfängerin von EU-Direktinvestitionen im Ausland. Die kleine Schweiz besitzt das drittgrösste Handelsvolumen mit der EU nach den USA und China und ist ebenfalls hinter den USA der zweitwichtigste Dienstleistungshandelspartner der EU.

Neat — Die Schweiz hat ihre Neue Eisenbahn-Alpentransversale (Neat) in Nord-Süd-Richtung im Wesentlichen zum Nutzen der EU realisiert. Ziel ist es, den Schwerverkehr von der Strasse auf die Schiene zu verlagern. Die Kosten des ziemlich pünktlich eingeweihten Jahrhundertprojekts, dessen Glanzstück die Gotthard- und die Lötschbergachse bilden, betragen rund 23 Milliarden Franken. Wenn jetzt die EU beim Rahmenvertrag aufs Tempo drückt, wäre sie gelegentlich daran zu erinnern, dass sowohl Deutschland wie Italien noch meilenweit von der Vollendung der vertraglich ausgehandelten Zubringerachsen entfernt sind.

Landverkehr — Das Landverkehrsabkommen mit kurzer Nord-Süd-Achse, viel zu billigem Transitpreis (325 statt der ursprünglich vorgeschlagenen 600 Franken) und Zulassung der Vierzigtöner wurde zum Vorteil der EU ausgehandelt. Fortan durfte Brüssel auf kürzestem Weg mit Vierzigtöner-Lastwagen und einer massiv verbilligten LSWA durch den Gotthard fahren. Dieser Vertrag nützt der EU viel mehr als der Schweiz, gewährleistet er doch den internationalen Warenverkehr auf einer der wichtigsten Strassenachsen Europas. Es ist undenkbar, dass Deutschland, die Beneluxstaaten, Österreich oder Italien einer Kündigung dieses Landverkehrsabkommens zustimmen würden. Für die Schweiz wäre der

Verzicht auf dieses Abkommen hingegen insgesamt vorteilhaft. Die Schweiz könnte den Verkehr von Grenze zu Grenze wieder eigenständig regeln und sogar die 1994 vom Souverän angenommene Alpeninitiative buchstabengetreu umsetzen.

Bildung und Forschung — Die EU profitiert stark vom Bildungs- und Forschungsangebot der Schweizer Hochschulen. Ein Viertel aller Studenten an Universitäten und Fachhochschulen stammt aus dem Ausland, überwiegend aus dem EU-Raum. Sie bezahlen nur gerade die äusserst bescheidenen, bei weitem nicht kostendeckenden Semestergebühren. Die Schweizer Steuerzahler subventionieren den europäischen Studenten die Ausbildung in enormem Ausmass.

Die EU-Forschungsprogramme sind oft eher politisch motiviert als rein wissenschaftlich. Schweizer Forscher stehen bezüglich Publikationen im Verhältnis zur Einwohnerzahl weltweit an der Spitze, und ihre Veröffentlichungen gehören zu den international am häufigsten zitierten. In den Rankings stehen die ETHs hinter den Spitzenuniversitäten der USA und Englands noch weit vor den ersten Bildungsinstitutionen der EU. Mit Japan ist unser Land in Bezug auf die Einwohnerzahl auch Weltmeister in der Patentierung – insgesamt also eine eindruckliche Bilanz schweizerischer Forschungsleistung, an der unser Land auch die EU grosszügig teilhaben lässt.

Bilaterale II — Ein besonders eindrucksvolles Beispiel diplomatischer Asymmetrie bilden die Bilateralen Verträge II mit der EU. Mit Schengen handelten die Schweizer Diplomaten die Abschaffung der Grenzkontrollen und damit freie Bahn für Kriminelle und Illegale aus; dazu kommen jährliche Kosten, die fünfzehnmal höher sind als die 7,4 dem Stimmvolk verheissenen Millionen Franken. Mit der Zinsbesteuerung spielte die Schweiz erstmals europäischer Steuervogt und lieferte drei Viertel der Erträge in die EU ab. Mit der Betrugsbekämpfung wurde das Bankkundengeheimnis im Bereich der indirekten Steuern abgeschafft.

Das Statistikabkommen verpflichtete unser Land, hundert neue Beamte anzustellen und künftig EU-Statistiken zu übernehmen, auch wenn sie so gefälscht sind wie etwa die griechischen. Und bei den Ruhegehältern für hier lebende EU-Beamte erreichte die Schweiz, dass künftig nur noch die EU Steuern erheben darf. Der Schweiz verbleiben null Franken. Weniger als null geht nicht. Mit einem noch schlechteren Vertrag kann man gar nicht nach Hause kommen. Doch der Bundesrat verkaufte selbst noch diesen miserablen Deal als «ausgewogenes Gesamtergebnis». ○



Die Idylle trägt: Schloss Wildegg.

Im Namen Allahs

Die Attacke eines syrischen Realschülers gegen seine Lehrerin in Möriken-Wildegg AG war brutaler als bisher bekannt. Religiöse und sexistische Motive gaben den Anlass zum Konflikt. Es ist auch nicht das erste Mal, dass ein junger Syrer von dieser Schule verwiesen wurde. *Von Alex Baur*

Als die *Aargauer Zeitung* den Vorfall am 5. Juli im Regionalteil Lenzburg-Seetal kurz vermeldete, lag dieser bereits eine Woche zurück: «Schüler schlug zu: Lehrerin wurde schwer verletzt». Der «13-Jährige» habe «unvermittelt zugeschlagen», so erfährt der Leser, als ihn die Lehrerin im Schulkreis Chestenberg (Möriken-Wildegg, Holderbank, Brunegg) «filzen» wollte. Sie habe den Siebtklässler täglich kontrolliert, seit er «vor einer Woche mit einem Messer in der Schule erschienen» sei. Die Lehrerin, die vor der Pension stehe, sei mit gebrochenem Kiefer hospitalisiert worden.

Erst über *TeleMi* erfuhren die Aargauer später noch so nebenbei, dass es sich beim Burschen um einen Syrer handle. In einer nachgestellten Szene wird suggeriert, die Lehrerin habe den Schüler abgetastet. Gemäss der Rekonstruktion ging es bloss um ein Sackmesser. Es könnte demnach alles halb so wild gewesen sein. War es bloss ein Ausrutscher, den eine übereifrige Lehrerin vielleicht sogar selber provoziert haben könnte?

«Fünf bis sechs Mal mit den Fäusten»

Die *Weltwoche* konnte mit mehreren Personen reden, welche die Gewaltattacke aus der Nähe miterlebt haben. Gemäss diesen Quellen hat

der Schüler nicht bloss einmal, sondern «fünf bis sechs Mal mit den Fäusten und mit der Handkante» auf die 62-jährige Lehrerin eingeschlagen. Er habe mit den Füessen nach ihr getreten, als sie, bereits nach Hilfe rufend, die Flucht ergriff. Der Bursche habe erst von ihr abgelassen, als ein Lehrer ihr zu Hilfe eilte. Danach sei er getürmt.

Der junge Syrer M. ist laut Recherchen der *Weltwoche* auch nicht dreizehn, sondern über vierzehn Jahre alt (er wurde im Februar 2005 ge-

boren, um genau zu sein), und das ist in dieser Wachstumsphase doch ein Unterschied. Gemäss Zeugen stimme es vor allem auch nicht, dass die Lehrerin den Burschen «gefilit» habe. Sie habe den Syrer nie berührt, sondern ihn bloss aufgefordert, den Inhalt seiner Taschen zu zeigen. Das habe dieser offenbar als unerträgliche Zumutung empfunden. Auch von einem Sackmesser könne keine Rede sein; vielmehr sei es um einen Dolch gegangen.

Wie man sich in Möriken erinnert, kam M. «vor etwa fünf oder sechs Jahren» mit seinen Eltern in die Schweiz. Die kinderreiche Familie lebt seither von der Sozialhilfe in einem relativ modernen Haus. Der junge Syrer M. habe, so sagen Mitschüler, anders als seine Eltern, schnell Deutsch gelernt. Er wird als «durchaus intelligent, selbstbewusst und schlagfertig» beschrieben. Seit gut einem Jahr spreche er jedoch dauernd vom Koran – und seither sei es immer wieder zu Problemen mit dem Halbwüchsigen gekommen.



Dolch auf dem Pausenplatz: Schulhaus Hellmatt.

M. habe sich gerne mit einem gewissen H. herumgetrieben – ebenfalls ein Syrer, der allerdings einem anderen Clan angehört. H. sei bereits vor einem Jahr wegen disziplinarischer Probleme von der Schule gewiesen und einem Sondersetting ausserhalb des Schulkreises Chestenberg zugeführt worden. Auch bei ihm soll die Religion ein Thema gewesen sein.

Drohungen gegen freizügige Mädchen

Zwar fiel H. nicht wegen Gewalt gegen Lehrer auf. Doch in Bezug auf die fehlende Integration ist M. offenbar kein Einzelfall. Und das hat, wenn man den Mitschülern glaubt, mit Religion zu tun. Der Realschüler M. soll Mädchen im Namen Allahs aufgefordert haben, sich züchtiger zu kleiden und zu verhalten. In diesem Zusammenhang habe er auf dem Pausenplatz des Schulhauses Hellmatt, wo er die Realschule besuchte, mit einem Dolch «herumgefuchelt».

Der Vorfall mit dem Dolch führte gemäss übereinstimmenden Darstellungen dazu, dass M. jeweils vor der Lehrerin seine Taschen leeren musste, bevor er das Schulzimmer betrat. Am vorletzten Freitag weigerte er sich offenbar. Was danach genau passierte, wird von der Jugendanwaltschaft Aargau nun ermittelt. Der flüchtige M. konnte wenige Stunden nach der Tat von der Polizei verhaftet werden. Das Wochenende blieb er in Untersuchungshaft.

Wie die *Weltwoche* in Erfahrung bringen konnte, ist ein Verweis von der Schule, der nun definitiv verhängt wurde, schon länger ein Thema. Gemäss einer nicht bestätigten Version sollen die Behörden den jungen Syrer bereits früher einmal einen Monat lang «zum Schnuppern» in die Gärtnerei der nahe gelegenen Strafanstalt Lenzburg geschickt haben. Wenn dies zutrifft, zeitigte der «Schuss vor den Bug» kaum Wirkung. Die Jugendanwaltschaft mag dazu keine Stellung nehmen. Sie bestätigt lediglich die Ermittlungen wegen Körperverletzung und die zweitägige U-Haft.

Natürlich hätten wir auch gerne mit M. gesprochen, um seine Sicht der Dinge in Erfahrung zu bringen. Das war trotz mehrerer Versuche bislang nicht möglich. Dem Vernehmen nach stellt sich der Vater von M. hinter seinen Sohn. Dieser fühle sich an der Schule wegen seiner Herkunft und seiner Religion gemobbt und diskriminiert. Da der Vater – angeblich hatte er selber schon wegen gewalttätiger Auseinandersetzungen mit den Behörden zu tun – kein Deutsch spricht, ist die Kommunikation mit der Schule sehr schwierig.

Die betroffene Lehrerin feiert im kommenden August ihren 63. Geburtstag. Sie gilt als sehr erfahren und geduldig, arbeitet seit bald acht Jahren als Reallehrerin im Schulhaus Hellmatt, das von Möriken-Wildegg (4400 Einwoh-

ner) und den kleineren Nachbargemeinden Holderbank und Brunegg gemeinsam betrieben wird. Der Angriff erfolgte einen Tag vor dem Jugendfest – im Aargau traditionell der wohl wichtigste Anlass einer Gemeinde –, eine Woche vor ihrer Pensionierung.

Wie es mit dem jungen Syrer weitergehen soll, ist noch nicht geklärt. Sicher ist, dass er im Schulkreis definitiv nicht mehr willkommen ist. Voraussichtlich wird man ihm, ähnlich wie seinem Kumpanen H., ein Spezialprogramm angedeihen lassen. Wie aus ihrem Umfeld zu erfahren war, steht die Lehrerin immer noch unter Schock. Die Mutter von zwei erwachsenen Kindern habe ihren Beruf mit Liebe und Begeisterung ausgeübt. Sich so zu verabschieden, falle ihr besonders schwer. An der Abschlussfeier, wo man sie offiziell verabschieden wollte, nahm sie nicht mehr teil.

In Möriken-Wildegg wird nur hinter vorgehaltener Hand über die brutale Attacke gemunkelt. So ging eine Woche ins Land, bis der Fall überhaupt publik wurde – nicht weil die Behörden von sich aus informiert hätten, sondern weil jemand dem Regionalblatt einen Tipp steckte. Später wurde der Vorfall auch von *Blick*, *20 Minuten* und *Nau.ch* kurz vermeldet. Doch keinem fiel es ein, genauer zu recherchieren, was hinter dem brutalen Angriff steckte.

Allgemeines Leisetreten, wie man es von der Boulevardpresse ansonsten kaum gewöhnt ist, war angesagt: Der Gewalttäter ohne Herkunft wurde über die Nacht ein Jahr jünger, der Dolch mutierte zum Sackmesser und eine Prügelorgie zum solitären Abwehrschlag eines Gedemütigten.

Der Mohrenkopf von Möriken

Die ländliche Gemeinde Möriken – malerisch gelegen am Fuss des Schlosses Wildegg, moderater Ausländeranteil – ist bei Schweizer Familien gefragt. Anders als im benachbarten Holderbank gibt es hier keine Asylunterkunft, die dauernd für Negativschlagzeilen sorgt. Man sei nicht erpicht darauf, diesen Ruf zu beschädigen, meint ein Alteingesessener. Andere vermuten die Ursache des Schweigens bei der Political Correctness: Niemand will sich dem Verdacht aussetzen, an der Integrationsfähigkeit einer muslimischen Familie aus Syrien zu zweifeln.

Wie ein spöttisches Omen prangt ein Mohrenkopf mit dicken Lippen, Ohrringen und Afrolook seit fast fünfhundert Jahren im Gemeindewappen von Möriken. Ist das nun ein Zeichen von Weltoffenheit oder Rassismus? Der unbeschwertere Umgang mit dem Fremden ist Geschichte. Man dürfe nicht von einem Einzelfall auf alle schliessen, werden die Möriker angemahnt. Doch wenn man ignoriert, was nicht sein darf, kann man auch nie ausschliessen, dass es vielleicht doch so ist. ○



500 Jahre altes Möriker Wappen.

DIE WELTWOCH

Jetzt herunterladen! Die neue Weltwoche-App

Schnellerer Download,
bessere Grafik, mehr Bilder.
Die andere Sicht, ab sofort
noch mobiler und überall
verfügbar.



Holen Sie sich hier die neue App:



Aufstand der Erb-Linken

In Zürich tobt ein Kampf um das Kulturhaus «Kosmos». Die Fäden ziehen linke Millionäre, die mit ihrem meist geerbten Geld die Gesellschaft verändern wollen, und einige Bürgerliche, die auch zu den Coolen gehören möchten. Szenen aus der Wohlstandsblase. *Von Rico Bandle*

Alles begann damit, dass die SBB einen Weg suchten, um die linken Kritiker ihres milliardenschweren Immobilienprojekts Europaallee zu besänftigen. Also suchte die Bahn Rat beim schillernden Immobilienunternehmer Steff Fischer, der, aus der radikallinken Hausbesetzerszene kommend, zum Millionär aufgestiegen war. Der Geschäftsmann pflegt noch immer enge Kontakte zu seinem alten Milieu, etwa indem er linke Projekte grosszügig unterstützt. Fischer riet den SBB unter anderem, in der gigantischen Überbauung mit Google und UBS als Hauptmietern ein Kulturzentrum zu ermöglichen und den Betreibern günstige Mietkonditionen zu gewähren. Die Idee des «Kosmos» war geboren.

Filmemacher Samir Jamal Aldin und Kulturunternehmer Bruno Deckert, Gründer des Buch-Cafés «Sphères» in Zürich-West, erarbeiteten ein Konzept mit Kinos, einer Bar, einer Buchhandlung mit Bistro, einem Restaurant und viel Platz für Veranstaltungen. Es sollte ein offenes Veranstaltungs- und Diskussionsforum werden, das allen möglichen Gruppierungen offensteht. Politiker von Cédric Wermuth (SP) bis Ruedi Noser (FDP) zeichneten Aktien, ebenso Exponenten der Kulturszene wie Komiker Patrick Frey oder Filmemacherin Stina Werenfels, Samirs Ehefrau. Dazu kamen Leute, die in der achtziger Bewegung dabei gewesen waren und mittlerweile ein erfolgreiches, gutbürgerliches Leben führen. So etwa Edwin van der Geest, Gründer der gefürchteten wie geachteten PR-Firma Dynamics Group.

Zahmer Widerstand

Sich im «Kosmos» finanziell zu engagieren, einem Kulturbetrieb, der ohne staatliche Subventionen auskommen wollte, erschien einem breiten Kreis von Leuten attraktiv, egal, mit welcher politischen Ausrichtung.

Die Rechnung ging für die SBB voll auf. Man kann es Bestechung nennen. Oder eine Win-win-Situation. Schliesslich hat das «Kosmos» die sterile Europaallee tatsächlich belebt. Die Alternative Liste (AL) opponierte zwar bis am Schluss gegen die gigantische Überbauung; da AL-Mitglied Samir zu den «Kosmos»-Initianten gehörte, war der Widerstand aber eher zahm. Nur eine Randgruppe verwegener Autonomer missbilligte weiterhin vehement diesen Deal, der die «Gentrifizierung» legitimiere. Eines Nachts schlugen Unbekannte die Fensterfront des «Kosmos» ein und versprühten Protestbotschaften. Zwei Monate später wurde

auf den Sitz von Steff Fischers Immobilienfirma ein Buttersäure-Anschlag verübt. Selbst in linken Kreisen war die Häme nicht zu überhören, dass ausgerechnet Samir und Fischer, die einst gegen die Bonzen auf die Strasse gegangen waren, nun selber von Linksaktivisten attackiert würden. Zumindest Fischer nahm es mit Humor. «Es ist wie ein Gruss von alten Freunden», sagte er damals.

Gewinnschwelle erreicht

Das «Kosmos» entwickelte sich hervorragend. Innert kürzester Zeit wurde das Kulturhaus zum wichtigsten Ort für Diskussionen und Debatten in der Stadt.

Jeder Autor, der etwas auf sich hält, macht dort seine Buchvernissage. Im «Kosmos» gibt es alle möglichen Veranstaltungen, vom «Feministischen Salon» über das NZZ-Podium bis zur Diskussion von Teleblocher-Moderator Matthias Ackeret mit Grossschriftsteller Martin Walser. Nur der *Weltwoche* erteilte man eine Absage für eine Veranstaltung, wohl aus Angst vor Pro-

Die *Republik* deutete die Vorkommnisse ins Gegenteil um.

testen. Jeden Abend ist etwas los, das Haus lebt, es ist eine Freude. Besucht man tagsüber das Bistro mit der Buchhandlung, so sieht man da lauter kapitalismuskritische Studenten mit Bart und Hornbrille hinter ihren neuen Apple-Laptops sitzen, meist den teuersten Modellen.

Bloss das Kino, das auf Drängen Samirs grösser gebaut wurde als ursprünglich geplant, wirkt in der mehr als übersättigten Zürcher Kinolandschaft etwas fehl am Platz. Die sechs Säle sind meist leer. Das Publikum, das trotzdem kommt, geht der nahegelegenen Konkurrenz verloren, die nun ebenfalls leidet.

Dass das Kino nicht wie erwartet läuft und das bescheidene Ziel einer Auslastung von 20 Prozent verfehlt, sei aber kein grosses Problem, sagen «Kosmos»-Insider. Die hochmodernen Kinosäle seien gefragt für Firmenpräsentationen. So komme das Geld trotzdem rein. Überhaupt sei der Betrieb wirtschaftlich auf Kurs. Das Defizit letztes Jahr sei kleiner gewesen als budgetiert, vor einigen Wochen habe das Kulturzentrum sogar die Gewinnschwelle erreicht, früher als erwartet.

Und trotzdem kam es kürzlich zum Eklat. Der *Sonntagsblick* titelte vor drei Wochen:

«Zürcher Hipster-Tempel wirft Gründer Samir raus.» Die Rede war von einer sechsstündigen Generalversammlung, in der es drunter und drüber gegangen sei. Die Initianten, Samir und Deckert, hätten sich zerstritten und die Aktionäre sich mehrheitlich auf die Seite von Deckert gestellt. Eine Personalie gab besonders zu reden: PR-Berater Edwin van der Geest wurde in den Verwaltungsrat gewählt. «Welche Rolle spielt der Spindoktor?», fragte die Zeitung und erwähnte, dass dieser auch bei der «IG Freunde der NZZ» dabei sei.

Die Meldung über die Wahl van der Geests liess die Kulturszene erbeben. Rechte Kreise wollten das «Kosmos» übernehmen, hiess es plötzlich. Angeheizt wurde die Verschwörungstheorie vom Online-Magazin *Republik*, das in einem länglichen Artikel einen «Putsch von rechts» herbeischrieb. Um grösstmögliche Empörung zu generieren, stellte das Magazin gar eine Verbindung zur SVP her. «Gehört nicht Privatbankier, Chef-Propagandist und SVP-Schergewicht Thomas Matter zu den «Freunden der NZZ»? Wird van der Geest nicht nachgesagt, eine der bestvernetzten Figuren in der Schweizer Private-Equity-Szene zu sein?», fragte die *Republik* mit der ganzen Kraft der Suggestion.

Solche Verbindungen anzudeuten, ist eine bewährte Methode zur Verunglimpfung. In diesem Stil könnte man auch problemlos Samir eine Nähe zu Blocher unterstellen. Schliesslich ist Walter Hagger, der Privatanwalt von Christoph Blocher, auch Präsident der Familienstiftung von Samirs Ehefrau Stina Werenfels. Doch das wäre genauso absurd.

Angestachelte Meute

Die *Republik* deutete in ihrem Artikel die Vorkommnisse an der Generalversammlung komplett um. Nachdem sich die zwei «Kosmos»-Gründer, Samir und Deckert, zerstritten hatten, einigten sie sich nach einer Meditation darauf, der Generalversammlung einen vierköpfigen Verwaltungsrat vorzuschlagen, bestehend aus ihnen selber und zwei neutralen, weiblichen Fachpersonen. Am Tag vor der GV allerdings verschickten Samir, Stina Werenfels und der Filmemacher Ruedi Gerber den Aktionären eine E-Mail, in der sie Deckert Vorwürfe machten und plötzlich vorschlugen, zusätzlich zu den vier geplanten Verwaltungsräten zwei weitere zu wählen. Der Clou dabei: Das Samir-Lager hätte damit die Mehrheit übernommen.



Meinungsbildung beeinflussen: Kulturzentrum «Kosmos» im Zürcher Kreis 4.

Dies war der wahre Putschversuch. Durch ihn wurde das Chaos erst richtig losgetreten. Für den Kulturbetrieb wäre die Machtübernahme durch den dominant auftretenden Samir, der sich gerne ins operative Geschäft einmischt, fatal gewesen, wie hinter vorgehaltener Hand im «Kosmos» von allen Seiten bestätigt wird. Dort sieht man die Intervention von Edwin van der Geest als das, was sie tatsächlich war: den Versuch, den Putsch durch Samir zu verhindern und Ruhe in die verfahrenere Situation zu bringen, damit die erfolgreiche Arbeit fortgesetzt werden kann. Van der Geest ist seit den Anfängen als Privatperson beim «Kosmos» involviert, schliesslich war er als Jugendlicher in der linksalternativen Szene unterwegs. Stina Werenfels kennt er aus der Gymi-Zeit. An der GV machte er auch klar, nur während einer Übergangsphase im Verwaltungsrat bleiben zu wollen.

Die Meute aber war angestachelt: Von der *Republik* und von den wilden Spekulationen, die in den sozialen Medien die Runde machten. Wenn rechte Kreise, die NZZ, ja vielleicht gar die SVP das «Kosmos» in einer unfreundlichen Übernahme an sich reißen wollen, so müsse man Widerstand leisten! Eine Gruppe um Kabarettist Patrick Frey startete den Aufruf «Reclaim Kosmos», den innert weniger Tage tausend Leute unterzeichnet haben, darunter

Persönlichkeiten wie der frühere Stadtpräsident Josef Estermann. Man wünsche «weder eine neoliberale noch eine nationalkonservative Ausrichtung des Kosmos», hiess es. Als ob dies je zur Diskussion gestanden wäre.

Nur zaghaft getrauten sich einige «Kosmos»-Insider Gegensteuer zu geben und die Sache in den sozialen Medien richtigzustellen. Je länger, je mehr wurde aber deutlich, wie sehr sich die *Republik* und die Gruppe um Patrick Frey in dieser Sache verrannt hatten.

«Ihr Reichtum erfüllt sie mit Scham»

Immobilienunternehmer Steff Fischer schrieb auf Facebook über die Ursachen des Konflikts: «Ein etwas tiefer liegendes Problem beim «Kosmos» ist, dass das grosse Geld von Erb-Linken stammt.» Damit meinte er Leute wie Stina Werenfels, die aus der reichen Werenfels-Familie stammt, Filmemacher Ruedi Gerber, Sohn von Ex-Roche-Chef Fritz Gerber, Kabarettist Patrick Frey, Abkömmling einer Winterthurer Industriellenfamilie, und einige mehr. «Diese Erb-Linken sind zu Geld gekommen wie die Maria zum Kind», schrieb er. «Sie wissen nicht, wie Geld verdient wird. Schlimmer noch, sie wollen gar nicht wissen, wie Geld verdient wird. Ihr Reichtum erfüllt sie mit Scham. Sie wollen keine Kapitalisten sein wie ihre Väter.

Sie wollen mit ihrem Geld Gutes tun, um eine Art von Absolution zu erlangen.»

Fischer sieht Samir als Vertreter der «Erb-Linken» und Deckert als Vertreter derer, die einfach einen gutlaufenden Kulturbetrieb anstreben. Dass sich die *Republik* auf die Seite von Samir stellt, ist aus dieser Optik wenig erstaunlich: Auch das Online-Magazin existiert nur dank dem Startkapital von Erb-Linken, um den von Fischer hervorgebrachten Begriff zu verwenden. Wobei ironischerweise auch Fischer selber bei dem Magazin Geld eingeschossen hat.

Der «Kosmos»-Konflikt ist Ausdruck davon, wie wohlhabende Linke in der Schweiz zunehmend die Meinungsbildung zu beeinflussen versuchen, durch die Finanzierung von ideologisch genehmen Medien- und Kulturprojekten. Grund zur Beunruhigung ist dies indes kaum. Denn wie Fischer es schön beschreibt, gehört das Geschäften nicht unbedingt zu deren Stärke.

Im «Kosmos» hat – nach heutigem Stand – die richtige Seite gewonnen. Damit wurde vorerst die Gefahr verringert, dass dem Kulturlokal dasselbe Schicksal blüht wie der *Tageswoche* in Basel, der durch die Erb-Linke Beatrice Oeri finanzierten Zeitung: dass nach Millionen von verbrannten Franken der Laden irgendwann dichtgemacht werden muss. ○

Diskrete Machtarithmetik

Eine neue Initiative will die Bundesrichterwahlen von der Parteipolitik entkoppeln. Doch Richter sind keine politischen Eunuchen, wie das jüngste Manöver in Lausanne zeigt.

Von Katharina Fontana

Bundesrichter sollen künftig durch eine Fachkommission ausgewählt und durch das Los bestimmt werden. Dies ist das Ziel der Justiz-Initiative, die im Sommer bei der Bundeskanzlei eingereicht werden soll. Treibende Kraft hinter dem Volksbegehren ist der vermögende Unternehmer Adrian Gasser: Er ist der Überzeugung, dass ein Verfahren, bei dem die Richter nicht mehr durch die Vereinigte Bundesversammlung gewählt, sondern durch ein Expertengremium für den Losentscheid bestimmt werden, die Justiz unabhängiger machen und dafür sorgen wird, dass die persönlich und fachlich bestqualifizierten Juristinnen und Juristen Bundesrichter werden können – und nicht einfach solche, die das richtige Parteibuch besitzen.

Das Anliegen tönt zunächst einmal vernünftig, die Initiative dürfte denn auch zahlreiche Leute ansprechen. Doch sie verkennt etwas ganz Entscheidendes: Rechtsprechung ist keine exakte Wissenschaft, keine technokratische Aufgabe, keine objektive Sache – «rechtlich lässt sich so gut wie alles begründen», brachte es einmal ein Bundesrichter unter vier Augen auf den Punkt. Die Aufgabe des Richters ist immer auch eine politische. Seine persönlichen Werthaltungen und Überzeugungen fliessen in die Urteile ein, und diese wiederum haben teils beachtliche politische Auswirkungen.

Es macht deshalb durchaus Sinn, dass am Bundesgericht ein freiwilliger Parteienproporz gilt und die Richterstellen nach der Stärke der Parteien verteilt werden. Damit wird letztlich sichergestellt, dass die Urteile besser akzeptiert werden. Ganz präzise bis zur letzten Stelle hinter dem Komma bekommt man das nicht hin, und selbstredend spielen neben der Partei auch die Qualifikation und die Sprache der Kandidaten eine Rolle. Doch übers Ganze gesehen spiegelt sich im Bundesgericht das politische Spektrum, und das hat bis anhin gut funktioniert.

Ausgetrickste SVP

Dass man das Wesen der Richter verkennt, wenn man meint, sie seien politische Eunuchen, die bloss im stillen Kämmerlein Akten wälzten, zeigt sich gerade wieder dieser Tage. Nachdem die Bundesversammlung in der Sommersession zwei neue Richter gewählt hatte,

hat das Bundesgericht letzte Woche bekanntgegeben, wie sich seine sieben Kammern künftig zusammensetzen werden; über die Zuteilung der Richter auf die einzelnen Abteilungen entscheidet das Gericht in eigener Kompetenz. Es gibt nur eine kleine Verschiebung im Gefüge, doch die hat es in sich. Die neugewählte CVP-Bundesrichterin Julia Hänni wird Mitglied der Zweiten öffentlich-rechtlichen Abteilung. In dieser wird ein Sitz frei, weil der grün-

Beide Abteilungen, die über zentrale staatspolitische Fragen entscheiden, tendieren nach links.

liberale Richter, der ihr bisher angehört hat, von der Zweiten in die Erste öffentlich-rechtliche Abteilung wechselt, wo sich durch den Rücktritt eines SVP-Richters eine Vakanz ergeben hat. Damit gehören der Ersten öffentlich-rechtlichen Abteilung, die sich namentlich um Bürgerrechte, politische Rechte, Grundrechte und Umweltthemen kümmert, fortan ein Grünliberaler, ein Grüner, zwei SP-Richter und zwei

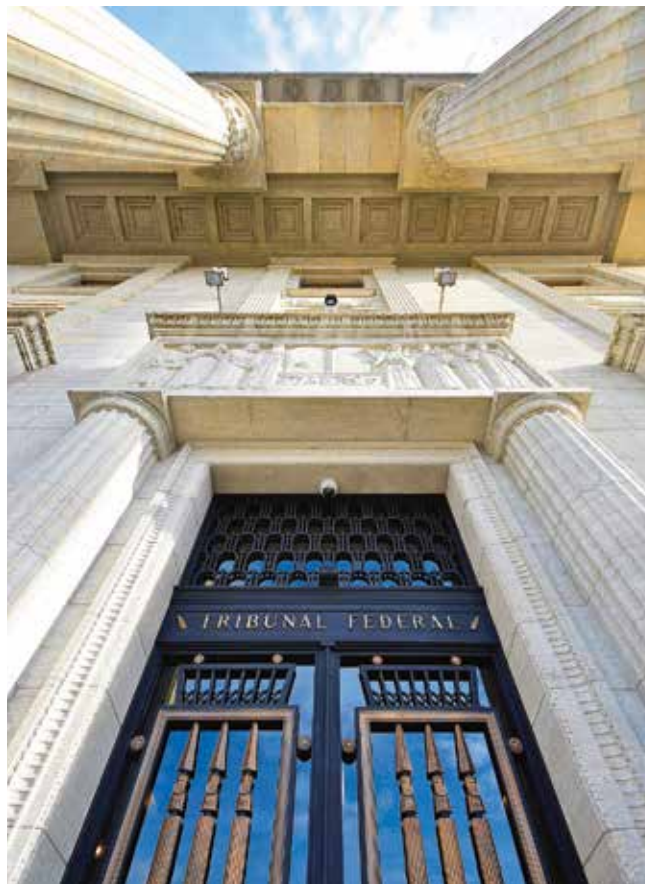
Freisinnige an. Es herrscht also eine links-grüne Übermacht. Zwar dürfte der grüne Sitz demnächst aus Altersgründen geräumt werden und könnte eventuell ein SVP-Richter nachfolgen, doch mit der jetzigen Sitzverschiebung hat der linke Flügel am Bundesgericht vorgesorgt: Die Abteilung wird auch in Zukunft mindestens zur Hälfte in seinen Händen sein.

Krasses Missverhältnis

In der Zweiten öffentlich-rechtlichen Abteilung, die vorab über Ausländerfragen, Personenfreizügigkeit, Steuern und Grundrechte entscheidet, sitzen ein SP-Mann, eine Grüne, zwei CVP-Richter und zwei aus der SVP. Das tönt nach einer bürgerlichen Mehrheit, ist es faktisch aber nicht. Denn geht es um die alte Streitfrage, wie Konflikte zwischen Völkerrecht und Landesrecht zu lösen sind und wie stark sich die Schweiz am internationalen Recht auszurichten hat, ist einer der beiden SVP-Richter ein fester Verbündeter seiner zwei Kollegen zur Linken und hat mit seinen völkerrechtsfreundlichen Urteilen die eigene Partei bereits mehrfach auf die Palme getrieben. Und es wäre keine Überraschung, wenn Julia Hänni aus diesem internationalistischen Trio ein Quartett machen würde; dies zumindest legen verschiedene Publikationen aus der Feder der Luzerner Assistenzprofessorin nahe (*Weltwoche* Nr. 27/19).

Man darf sagen: Beide öffentlich-rechtlichen Abteilungen, die über zentrale staatspolitische Fragen, über Personenfreizügigkeit oder über Ausländerrecht entscheiden, tendieren nach links. Das dürfte kein Zufall sein, sondern clevere Machtarithmetik gewiefter Strategen am Bundesgericht – und namentlich eine Schlappe für die SVP: Sie hat es offensichtlich verpasst oder nicht geschafft, ihre Leute in den zwei für sie speziell wichtigen Kammern zu platzieren. Die Volkspartei, die am meisten Bundesrichter stellt, hat gerade in den zwei Schlüsselkammern so gut wie nichts zu sagen.

Nun mag man einwenden, dass die Justiz-Initiative solchen politischen Schachzügen am höchsten Gericht künftig einen Riegel schöbe, weil die Auswahl der Kandidaten, die am Losverfahren teilnehmen könnten, ja künftig durch eine Fachkommission erfolgte und man den politischen Fak-



Schlüsselstellung in der Demokratie: Bundesgericht in Lausanne.

tor damit ausklammern könnte. Doch der Einwand sticht nicht. Auch die neu zu schaffende Fachkommission müsste ja irgendwie zusammengesetzt werden, und genau hier läge die Crux. Wer sollte in diesem Gremium Einsitz nehmen? Professoren, Richter, Anwälte, Spitzenbeamte? Oder auch Vertreter aus anderen beruflichen Klassen oder sozia-



Initiant Gasser.

len Schichten? Wie könnte sichergestellt werden, dass gewisse politische Meinungen nicht massiv über- und andere deutlich untervertreten wären? Oder dass sich die Jurymitglieder und die Kandidaten nicht schon viel zu gut kennen, wie es in der kleinen Schweiz oft vorkommt, und dass persönliche Beziehungen bei der Auswahl eine massgebliche Rolle spielen?

Abgehobene Klasse?

Das neue Wahlverfahren mit Fachkommission und Losentscheid würde die dritte Gewalt im Staat zudem noch mehr, als es ohnehin schon ist, der öffentlichen Aufmerksamkeit entziehen. Bereits heute besteht ein krasses Missverhältnis: Während sich selbst Hinterbänkler im Parlament noch einer gewissen Bekanntheit erfreuen dürfen, weiss so gut wie niemand, welche 38 Personen das höchste Schweizer Gericht ausmachen. Und während jede noch so kleine Wendung bei der Beratung einer Gesetzesvorlage von den Medien akribisch verfolgt wird, interessiert es meist nur sehr am Rande, wie das entsprechende Gesetz schliesslich in der Praxis vom Bundesgericht ausgelegt und angewendet wird. Das Bundesgericht seinerseits trägt wenig dazu bei, mit seiner Arbeit öffentlich präsent zu sein. Es publiziert seine Urteile zwar mustergültig und verschickt hin und wieder auch eine Medienmitteilung, doch weitergehende Erklärungen oder Einblicke in seine Tätigkeit und seine Entscheide gewährt es nicht. Öffentliche Sitzungen, an denen die Richter rechtliche Grundsatzfragen vor Publikum klären, gibt es kaum.

Nach schweizerischem Staatsverständnis bilden Bundesrichter keine eigene, abgehobene Klasse. Sie nehmen in der hiesigen Demokratie eine Schlüsselstellung ein und verfügen über politischen Einfluss, ob einem das gefällt oder nicht. Insofern ist es richtig, dass die weltanschaulichen Auffassungen am Bundesgericht angemessen vertreten sind. Und es ist wichtig, öffentlich zu diskutieren, wer in das Amt gewählt werden soll. Man sollte das nicht weniger tun, wie es die Justiz-Initiative fordert, sondern mehr. ○

Affären

Abrechnung im Fürstentum

Der erzwungene Abgang der liechtensteinischen Aussenministerin Aurelia Frick gibt zu reden. Von den schweren Vorwürfen bleibt wenig bis nichts übrig. Von Philipp Gut

Es war ein mittleres politisches Erdbeben. Letzte Woche servierte das Liechtensteiner Parlament Regierungsrätin Aurelia Frick überraschend ab. An einem Sonderlandtag stimmten die Abgeordneten einem Misstrauensvotum gegen die Ministerin für Äusseres, Justiz und Kultur zu. Schwere Vorwürfe waren erhoben worden: Frick beziehungsweise ihr Generalsekretär hätten sich des Betrugs und der Urkundenunterdrückung schuldig gemacht. Zudem wurden ihr Budgetüberschreitungen und ein extravaganter Stil vorgeworfen.

Der Sturz von Aurelia Frick machte Schlagzeilen über Liechtenstein hinaus. Denn Frick war bekannt. Auf internationalen Konferenzen und bei der Uno in New York war sie ein gerngesehener Gast, auf Du und Du mit mächtigen Politikern dieser Welt. Die promovierte Juristin hatte eine Mission: Sie wollte nicht nur die Position ihres Landes, sondern rund um den Globus die Menschenrechte stärken. Mit der Chefanklägerin des Internationalen Strafgerichtshofs in Den Haag pflegte sie ebenso enge Beziehungen wie zum Präsidenten der Vereinten Nationen.

Manche Details der Händel wirken, von aussen betrachtet, bizarr.

Der Glamourfaktor, den Aurelia Frick in die liechtensteinische Politik brachte, stiess zunehmend auf Ablehnung. Als sie einmal im Pelzmantel zu einem Anlass auftauchte, löste dies eine aufgeregte Debatte aus. Doch was ist dran an den Vorwürfen, die nun zu ihrer Absetzung geführt haben? Die schwersten sind vom Tisch. Die Staatsanwaltschaft stellte ihre entsprechenden Ermittlungen ein. Sie habe die von Fricks Ministerium getätigten Ausgaben geprüft und sei «zum Ergebnis gekommen, dass kein gerichtlich strafbarer Tatbestand vorliegt». Es gebe weder Betrug noch Urkundenunterdrückung, teilte die Staatsanwaltschaft am 1. Juli mit – einen Tag vor der Sonderdebatte.

Der Hintergrund der Vorwürfe: Das Ministerium hatte mit Rücksicht auf externe Dritte und deren Persönlichkeitsrechte bestimmte Passagen in Rechnungen zunächst geschwärzt. Die Geschäftsprüfungskommission (GPK) selbst hatte dies verlangt, wollte dann aber doch mehr sehen. Die Datenschutzstelle des Fürsten-

tums Liechtenstein entlastete Frick. Es gebe «im liechtensteinischen Recht keine Verpflichtung zur Offenlegung der betroffenen Informationen an den Landtag», hielt sie in einer Stellungnahme fest. Später gewährte Frick den Parlamentariern dennoch volle Einsicht.

Im Streitpunkt der Budgetüberschreitung monierte die parlamentarische Aufsicht insbesondere Beraterhonorare von 300 000 Franken in achtzehn Monaten. Frick macht gel-



Polarisierender Glamourfaktor: Politikerin Frick.

tend, dass im Ministerium des Äusseren temporär eine personelle Unterbesetzung bestanden habe. Es sei deshalb nötig gewesen, externe Dienstleistungen hinzuzukaufen. Zudem seien die Mehrausgaben auch darauf zurückzuführen, dass ihr Ministerium Aufgaben aus dem Ressort von Regierungschef und Finanzminister Adrian Hasler übernommen habe. Dabei handelte es sich um teure Rechtsgutachten zum Finanzplatz.

Kein Zweifel: Natürlich ist es richtig und wichtig, dass die Volksvertreter der Regierung auf die Finger schauen und zu «sparsamem Umgang mit staatlichen Mitteln» aufrufen, wie das die GPK in ihrem Bericht vom 24. Juni tut. Dennoch lässt sich der Eindruck einer teils persönlich motivierten Abrechnung nicht verschweigen. Manche Details der Händel wirken, von aussen betrachtet, bizarr. So wurde um ein Visagistinnen-Honorar für einen amtlichen Fototermin über Fr. 641.60 gestritten und behauptet, dies habe zuvor noch nie ein Regierungsmitglied für sich beansprucht. Dabei liegen Rechnungen von gleich zwei ehemaligen Regierungsräten bei derselben Visagistin vor. Bezahlt hat schon damals der Staat.

Offenbarungseid im Bundeshaus

Erstmals räumen Bundesrat und Ständerat ein, dass die Energiestrategie 2050 eine Schönwetterkonstruktion ist und in der Praxis nicht funktioniert.

Von Hubert Mooser

Als der Walliser Ständerat Beat Rieder (CVP) vor einigen Wochen in der Lokalzeitung *Walliser Bote* vor Strom-Blackouts warnte und kritische Überlegungen zur Versorgungssicherheit anstellte, deckte ihn die Oberwalliser SP in einem Leserbrief sogleich mit Spott und Häme ein. Dabei hat Rieder ein Thema aufgegriffen, das in Bundesbern heiss diskutiert wird: die künftige Sicherstellung der Versorgung mit elektrischer Energie. Der Ständerat hat in der verflochtenen Junisession des Parlamentes eine von Rieder mitinitiierte sogenannte Kommissionsmotion der Energiekommission (Urek-S) angenommen, die die Versorgungssicherheit beim Strom in Frage stellt und den Bundesrat jetzt zu Massnahmen verpflichtet. Zuvor hatte schon der Bundesrat diesem brisanten Vorstoss überraschend zugestimmt.

Es geht um die Umsetzung der vom Volk im Mai 2017 beschlossenen Energiestrategie 2050. Tatsächlich kommt die Annahme dieser Motion ohne Wenn und Aber durch Bundesrat und Ständerat einem Eingeständnis gleich, dass die Energiestrategie in der Praxis nicht funktioniert. So kann man in der Urek-Kommissionsmotion mit dem etwas sperrigen Titel «Langfristige Stromversorgungssicherheit – Sicherstellung und Klärung der Verantwortlichkeiten» nachlesen, dass aufgrund des schrittweisen Ausstiegs aus der Kernenergie die Schweiz verstärkt auf Stromimporte angewiesen sei. Die Exportfähigkeit der Nachbarländer sei jedoch nicht mehr jederzeit gewährleistet, da in diesen Ländern ein massiver Abbau von gesicherter Kapazität aus Kohle- und Kernenergie absehbar sei.

Mit anderen Worten: Anders als es die teils wolkigen Worte der früheren Energieministerin Doris Leuthard (CVP) während der Abstimmungskampagne zur Energiestrategie 2050 vermuten liessen, könnte die Schweiz beim Strom schon bald mit Versorgungsengpässen konfrontiert sein. «Wir stehen vor einem ernsthaften Problem», sagt Rieder. «Schon heute ist absehbar, dass die in der Energiestrategie festgelegten Richtwerte für Windenergie und Geothermie nicht erreicht werden und die Verfügbarkeit der bestehenden Wasserkraft sowie der Zubau von Kapazitäten nicht sichergestellt sind.»

Die Eidgenössische Elektrizitätskommission (Elcom), die vom Bundesrat auch mit der Überwachung der Versorgungssicherheit beauftragt ist, warnt schon seit zwei Jahren



Eine Frage der Netze: Energieministerin Sommaruga.



«*Ernsthaftes Problem*»: CVP-Ständerat Rieder.



«*Unternehmen zögern*»: BDP-Ständerat Luginbühl.

vor künftigen Versorgungsengpässen und widerspricht damit den optimistischen Prognosen des Bundesamtes für Energie (BfE). Gestützt auf aktuelle Studien, geht das BfE davon aus, dass das vorhandene Potenzial für zusätzliche Produktion aus erneuerbarer Energie ausreichend gross ist, um einen substantziellen Teil der wegfallenden Kernkraftwerk-Winterproduktion von rund 14 Terawattstunden zu kompensieren. Die vom früheren CVP-Ständerat Carlo Schmid präsi- dierte Elcom hält den Ausbau der Nutzung von Geothermie wie auch von Windkraft im benötigten Umfang dagegen für unwahr- scheinlich. Und der Zubau von Strom aus Sonnenenergie habe lediglich zu einer Jahrespro- duktion von 1,7 Terrawattstunden geführt.

Abhängig von Stromimporten

Rieder spricht darum von «illusorischen Zah- len», die in der Energiestrategie 2050 ausge- wiesen seien: «Wir müssen zirka 40 Prozent der inländischen Stromproduktion von Kern- kraftwerken durch erneuerbare Energien kompensieren. Viele dieser Projekte sind je- doch durch Einsparungen blockiert.» Wie die *Weltwoche* berichtete, konnten von den 800 geplanten Windrädern bisher gerade 37 reali- siert werden. Schlimmer noch: Die bereits bestehenden Anlagen sind auch schlecht aus- gelastet. Gemäss *Tages-Anzeiger* ging die Pro- duktion von Strom aus Windkraft im vergan- genen Jahr gegenüber 2017 um acht Prozent zurück. Auch bei der Wasserkraft geht es nicht vorwärts. Laut Ständerat Werner Luginbühl (BDP), Verwaltungsratspräsident der Kraft- werke Oberhasli, stecken Ausbauprojekte für 1,5 Milliarden Franken in der Pipeline: «Die Unternehmen zögern jedoch mit dem Bau, weil die Rahmenbedingungen nicht stim- men.» Gemeint ist mit «Rahmenbedingun- gen» die fehlende Rentabilität.

Das alles macht die Schweiz noch abhängi- ger von Stromimporten, besonders im Win- terhalbjahr, wenn der Verbrauch sehr hoch ist. Bereits heute importieren wir im Winter Strom. Das könnte in Zukunft schwieriger werden, weil die Integration der Schweiz in den europäischen Strommarkt ungewiss ist, zumal das Stromabkommen mit der EU auf Eis gelegt wurde. Aber es gibt noch ein ande- res Problem: «Deutschland fährt mehr und mehr selber eine Importstrategie, weil immer mehr Gas- und Kohlekraftwerke vom Netz ge- nommen werden», sagt Luginbühl. «Frank- reich und Italien tun dasselbe.» Und wenn alle eine Importstrategie fahren würden, werde es schwierig.

Pikanterweise widerspricht dem nicht ein- mal mehr die SP-Bundesrätin und neue Ener- gieministerin Simonetta Sommaruga. Als die Motion der Urek im Ständerat diskutiert wurde, wies sie jedoch darauf hin, dass es nicht eine Frage der Produktion sei, sondern

der Netze. «Die Deutschen haben Probleme, den Strom aus dem Norden in den Süden zu bringen», sagt Sommaruga. Insgesamt werde Deutschland auch nach dem Ausstieg aus der Kohlestromproduktion ein Exportland blei- ben. «Aber wenn es die Netze nicht hat, um den Strom dorthinzubringen, wo er eben auch gebraucht wird, hat es plötzlich wieder ein Versorgungsproblem», so die Energieminis- terin. Diese Erkenntnis hilft der Schweiz aber nicht wirklich weiter.

Und es ist auch eine bittere Wahrheit für jene politische Allianz im Parlament, die nach dem Atomunglück im fernen Fukushima 2011 den Atomausstieg durchstierte. Damals ebneten Motionen der CVP (Roberto Schmidt) und der BDP (Hans Grunder) mit Unterstüt- zung von SP und Grünen im Parlament den Weg zu einem schrittweisen Ausstieg aus der Kernenergie. Vor diesem Hintergrund be- schloss dann auch der Bundesrat – angeführt von Energieministerin Doris Leuthard (CVP), die auf Micheline Calmy-Rey (SP), Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) und Simonetta Sommaruga (SP) zählen konnte – den Aus- stieg aus der Kernenergie. Daraus resultierte nach einem dreijährigen parlamentarischen Prozess die Energiestrategie 2050 – eine Art Planungsmonster.

Bundesrat in der Pflicht

Die vom BfE seither verbreiteten Erfolgs- meldungen zur Umsetzung dieser neuen Energiestrategie standen von Anfang an in scharfem Kontrast zu den Bedenken von Elcom-Präsident Carlo Schmid. Für Rieder und Luginbühl verharmlost das Amt die Situ- ation. Die derzeitige Revision des Strom- versorgungsgesetzes, die unter anderem auch die Versorgungssicherheit gewährleisten soll, fusse auf den optimistischen Annahmen des BfE, kritisiert Luginbühl. «Man scheint bei der Verabschiedung des Stromversorgungs- gesetzes davon auszugehen, dass schon alles gut kommen wird.» Aber damit es gut komme, müsse man etwas machen. Deshalb beschloss die Urek-S Anfang Jahr gegen den Willen von Pascal Previdoli, stellvertretender Direktor des BfE, eine Kommissionsmotion auszuar- beiten.

Rieder und Luginbühl erwarten nun vom Bundesrat, dass er aufzeigt, wie er die Versor- gung in Zukunft sicherstellen will. Die im Stromversorgungsgesetz vorgesehenen Mass- nahmen genügten nicht. «Vielleicht braucht es Gaskraftwerke», sagt Rieder. Luginbühl hat noch eine andere Lösung im Kopf: Die Glet- scherschmelze werde zu neuen Seen in den Alpen führen. Um die Gefahr von Hochwas- sern zu bannen und den Abfluss zu verstetigen, werde man hier künstliche Stauanlagen bauen müssen. Es sei sinnvoll, dann einen Teil dieses Wassers für die Stromproduktion zu nutzen. Aber das ist eine andere Geschichte. ○

Diplomatie

Auf Augenhöhe

Das Treffen eines Beamten mit mexikanischen Ministern irritiert Guy Parmelins Berater.

W Wenn man im Staatssekretariat für Bil- dung, Forschung und Innovation (SBFI) zum Kader gehört, kommt man viel in der Welt herum. Der frühere SBFI-Staatssekretär Mauro Dell'Ambrogio pflegte eine intensive Reise- tätigkeit, die im Parla- ment auf Kritik stiess. Nun sorgt der Auslands- auftritt eines anderen Spitzenbeamten des SBFI für Irritationen.



Mauro Moruzzi.

Botschafter Mauro Moruzzi war vom 18. Ju- ni bis 21. Juni auf Dienst- reise in Mexiko. Der Aufwand dafür hielt sich in Grenzen. Flug- und Hotelkosten für Moruzzi und eine Begleiterin beliefen sich auf 8200 Franken. Im General- sekretariat des Wirtschaftsdepartements, dem das SBFI angegliedert ist, rümpfte man trotz- dem die Nase. Moruzzi führte in Mexiko näm- lich Gespräche mit dem stellvertretenden Minister für öffentliche Bildung sowie der Arbeitsministerin.

Ob Wirtschaftsminister Guy Parmelin (SVP) als zuständiger Bundesrat über das Treffen vor- gängig informiert war, weiss man nicht mit letzter Gewissheit. Sein Umfeld zeigte sich indes etwas verschnupft. Für Gespräche mit Ministern sei der Bundesrat zuständig, hiess es. Zudem sei unklar, wer diese Reise überhaupt angeordnet habe.

Letzte Aktivität

Das war gewissermassen Parmelins Vorgänger Johann Schneider-Amman (FDP). Als er 2016 in Mexiko war, unterzeichnete er einen Letter of Intent, also eine Absichtserklärung, um den fachlichen Austausch zwischen beiden Ländern über das duale Bildungssystem zu verstärken. Die Reise Moruzzis war laut SBFI die letzte der in dieser Absichtserklärung vereinbarten Akti- vitäten. Sie hatte, so das SBFI weiter, bis 2019 zu erfolgen. Die Reise sei denn auch von Staatsse- kretärin Martina Hirayama bewilligt und mit dem Generalsekretariat abgesprochen worden.

Zu den Gesprächen mit den beiden Minis- tern gibt das Amt folgende Erklärung ab: Treffen auf diesem Niveau seien zwar nicht üblich, aber durchaus möglich. Der Bundes- rat verleihe Botschafter-Titel, die es erlaub- ten, gelegentlich Minister zu treffen. Oder anders gesagt: Gespräche auf Augenhöhe zu führen. *Hubert Mooser*

Sie trifft den Nerv

Der Zürcher Gemeinderat verbietet einen Vorstoss von SVP-Parlamentarierin Susanne Brunner, weil dieser nicht den Gendervorschriften entspricht. Die Zensur ist bedenkliches Signal für die politischen Verhältnisse in der wichtigsten Schweizer Stadt. Von Florian Schwab

In Bergwerken ist es üblich, einen Käfig mit einem Kanarienvogel an der Decke anzubringen. Entweicht irgendwo giftiges Grubengas und verdrängt den Sauerstoff, so stirbt der Kanarienvogel und hört auf zu singen. Die Arbeiter sind gewarnt und können die Mine verlassen, bevor sie sich mit dem Gift füllt.

Seit vielen Jahren herrscht in der Stadt Zürich eine linke Doppelmehrheit in Stadtrat (Regierung) und Gemeinderat (Parlament). Die Zwinglistadt ist damit ein Versuchslabor rot-grüner Politik. Der Zustand im Parlament hat sich letztes Jahr noch akzentuiert, als SP, Grüne und Alternative Liste eine gemeinsame Mehrheit eroberten – bis dahin waren die Grünliberalen noch ein Korrektiv gegen einen allzu drastischen Linksdrall gewesen.

Der Kanarienvogel in diesem politischen Biotop ist ein Vorstoss von Gemeinderätin Susanne Brunner (SVP). Per Interpellation wollte sie die Stadtregierung zu einem unbewilligten Festival im Pfingstweidpark befragen. Doch das Parlamentsbüro – Herr über die formalen Prozeduren im Gemeinderat – lehnte Ende Juni die Traktandierung ab. Aus sprachlichen Gründen. Brunner hatte in ihrem Text lediglich von «Besetzern» geschrieben und damit, so die Auffassung des Ratsbüros, gegen die sprachlichen Vorschriften verstossen, laut denen stets sowohl die männliche wie die weibliche Form zu verwenden sei.

Wie eine autonome Enklave

Die Interpellantin besserte nach und reichte den Vorstoss erneut ein, versehen mit dem Zusatz: Die Verwendung der männlichen Form umfasse auch «weibliche Individuen und solche Individuen, welche sich keinem Geschlecht zuordnen wollen und/oder können, gleichermassen wie männliche Individuen». Doch umsonst: Die linke Mehrheit im dreizehn Köpfe starken Parlamentsbüro wies die Behandlung von Brunners Interpellation abermals ab. Sie entspreche noch immer nicht den sprachlichen Formalien.

Seither ist Susanne Brunner eine gefragte Frau. Die NZZ verurteilt in den Kommentarspalten die «Genderpolizei», weitere nationale Zeitungen berichten über den Vorfall. Auch das Schweizer Radio und Fernsehen klopft an. Offensichtlich trifft der Fall einen Nerv: Darf man in der Schweizer Konsensdemokratie kompromisslos eine Doppelmehrheit ausspielen? Und darf man einem vom Volk gewählten Parlamentarier vorschreiben, in welcher



Quer in der Landschaft: Politikerin Brunner.

sprachlichen Diktion er seine Wähler vertreten darf und in welcher nicht?

Kurz nach der zweiten Ablehnung durch das Parlamentsbüro treffen wir eine kampfeslustige Susanne Brunner im Zürcher Seefeld. Die gebürtige Ostschweizerin, aufgewachsen in Wil SG, pflegt den betont bürgerlichen Auftritt: Ein elegantes Sommerkleid trifft auf geschmackvolle, aber zurückhaltende Accessoires und ein dezentes Make-up. Sie werde, sagt die SVP-Gemeinderätin, den Beschluss des Parlamentsbüros weiterziehen vor den Gemeinderat und, wenn nötig, weiter auf den juristischen Pfad. Ihre Präzisierung im zweiten Anlauf gehe in Sachen Gleichstellung

«Meine Formulierung schliesst sogar noch jene ein, die sich nicht als Mann oder Frau festlegen wollen!»

über die engen Regeln des Parlamentsbüros hinaus. «Meine Formulierung schliesst sogar noch jene ein, die sich nicht als Mann oder Frau festlegen wollen!» Es gehe ihr wahrlich nicht darum, irgendeine Gruppe auszugrenzen, sondern rein um die «sprachliche Ästhetik». Das Büro des Gemeinderats hingegen «dekliniert rein ideologisch den Buchstaben durch».

Seit fast zwanzig Jahren wohnt Susanne Brunner in der Stadt. Unmittelbar nach ihrem Studium – Staatswissenschaften an der Universität St. Gallen – war sie nach Zürich gezogen. Zu der Zeit hielten sich im Parlament linke und bürgerliche Parteien noch die Waage. Politisch aktiv wurde Brunner im Jahr 2007, als sie erfolgreich für den Kantonsrat kandidierte, damals noch für eine andere Partei: «Ich bin in einem bürgerlichen CVP-Elternhaus im Kanton St. Gallen aufgewachsen.» Im parlamentarischen Betrieb musste sie aber feststellen, dass die Politik der kantonalen CVP relativ oft nicht mit den bürgerlichen Werten übereinstimmte, die sie aus ihrer Ostschweizer Heimat kannte. Also trat sie im Mai 2010 zur SVP über, was Nationalrätin Kathy Riklin (CVP) zur gehässigen Bemerkung veranlasste, Brunner habe «noch nicht begriffen, dass sie mit ihrer gewerbefreundlichen Politik quer in der Landschaft liegt». Ein Jahr nach ihrem Parteiwechsel wurde sie abgewählt: Hans-Ueli Vogt (SVP) überrundete sie um genau eine Stimme.

Quer in der Landschaft steht Susanne Brunner auch im links-grünen Zürich. Die politischen Verhältnisse in der Stadt seien schwierig, sagt die Gemeinderätin. «Wir bringen fast nichts Substantielles durch.» Anliegen «mit klar bürgerlicher DNA» seien chancenlos. Dass der politische Gegner seine Mehrheit politisch

verwerte, sei ihm nicht zu verübeln, so Brunner. Allerdings stelle sie eine zunehmende Verhärtung der Linken fest. «Manchmal foutiert man sich sogar bewusst um kantonale und nationale Gesetze.» So verlange der Gemeinderat ohne Rechtsgrundlage von privaten Immobilieninvestoren Gestaltungspläne. «Sie agieren, als wäre die Stadt Zürich nicht in einen Rechtsrahmen eingebunden, sondern eine autonome Enklave.» Im Kern sei das «undemokratisch», wie auch der Anspruch des Ratsbüros, ihr vorzuschreiben, wie sie ihre Rechte als gewählte Parlamentarierin wahrzunehmen habe.

«Privilegien für eine kleine Gruppe»

Im Parlament erlebe sie fast wöchentlich «linke Klientelbewirtschaftung». Man halte die eigenen Wähler mit finanziellen Wohltaten bei Laune, so beispielsweise mit einer hundert Millionen Franken teuren städtischen Überbauung im Seefeld. «Das sind Privilegien für eine kleine Gruppe von Glücklichen.» Obwohl Zürich bei den Tagesschulen schon jetzt die tiefsten Tarife im Kanton habe, wolle man sie jetzt kostenlos anbieten. Die Stadt, beobachtet Susanne Brunner, betreibe eine merkwürdig schizophrene Politik. «Auf der einen Seite verteufelt man den Lebensstil der wirtschaftlichen Leistungsträger, nimmt aber noch so gerne ihre Steuereinnahmen.» Symptomatisch dafür sei etwa die Verkehrspolitik: Parkplätze verbannen und Tempo 30, auch auf Hauptverkehrsachsen. Würde die Stadt Zürich die unnötige Defizitwirtschaft bei ihren Spitälern beenden, rechnet sie vor, könnten «die Steuern für alle um zwei Prozent gesenkt werden». Mit solchen und ähnlichen Botschaften punktete sie im Stadtratswahlkampf 2018. Freund und Feind bescheinigen ihr hervorragende Auftritte. Am Ende reichte es aber nicht für den Einzug in die Regierung.

Auch auf nationaler Ebene kennt man Brunner: Von 2008 bis 2013 verantwortete sie die Public-Affairs-Aktivitäten beim Versicherungsverband. Dann wurde sie vom damaligen Economiesuisse-Direktor Pascal Gentinetta mit der Führung der Geschäftsstelle in Bern betraut. Doch die thematische Entfremdung zwischen ihrer Partei SVP und Economiesuisse – Stichwort Europa- und Energiepolitik – sorgte zunehmend für Balanceakte. «Oftmals musste sie für Dinge lobbyieren, von denen man wusste, dass sie persönlich dagegen war», hält ein bürgerlicher Nationalrat fest. Brunner selbst sieht keinen Zusammenhang zwischen inhaltlichen Differenzen und ihrem Entscheid, Economiesuisse dieses Jahr zu verlassen: «Solche schwierigen Konstellationen sind erst recht spannend.» Sie habe sich aber gewünscht, politisch wieder vermehrt aktiv zu werden, was «bei Economiesuisse zu Recht nur sehr eingeschränkt möglich ist». Seit kurzem ist Susanne Brunner mit einer eigenen PR-Agentur selbständig.

In Zürich will sie trotz allem wohnen bleiben: «Die Stadt ist einfach wunderschön.» ○

Europa

Zurück in die Mitte

In Frankreich, Deutschland, Italien und Grossbritannien brechen die Mitteparteien ein. Im sturmgeschüttelten Griechenland kehren die Konservativen an die Macht zurück. Warum? Von Boris Kálnoky

Im Jahr 2015 schien Griechenland ein düsterer Vorbote für Erschütterungen zu sein, die vielleicht ganz Europa drohten. Die Finanzkrise hatte den Mittelstand aufgerieben, die Bürger flohen zu radikalen Kräften. Die sozialdemokratische Volkspartei Pasok kollabierte, das linksradikale Parteienbündnis Syriza unter Alexis Tsipras kam an die Macht. Der konservativen Volkspartei Nea Dimokratia (ND) machte eine neue, faschistoide Partei namens Goldene Morgenröte Wähler abspenstig.

Jetzt ist der Spuk vorbei. Bei den Wahlen am Sonntag hat es die Goldene Morgenröte nicht einmal ins Parlament geschafft. Syriza verlor die Wahl und die Macht. Wahlsieger wurde mit 40 Wählerprozent die Traditionspartei ND. Sie wird mit absoluter Mehrheit regieren können, da in Griechenland der jeweilige Wahlsieger fünfzig Zusatzmandate im Parlament geschenkt bekommt. Das soll stabile Mehrheiten erleichtern.

Der neue Ministerpräsident heisst Kyriakos Mitsotakis. Ein dynastischer Politiker klassisch griechischen Zuschnitts, aus einer der drei oder vier Familien, die das Land immer schon regierten. Er studierte an Elite-Unis in den USA, arbeitete bei Investmentbanken. Seine Gattin Mavra Grabowski-Mitsotakis war Managerin bei der Deutschen Bank. Es gab Korruptionswürfe gegen ihn, die aber nie bewiesen wurden.



Ministerpräsident Mitsotakis mit Ehefrau.

Kurz: ein Mann wie aus dem Bilderbuch jener herkömmlichen griechischen Politik, über die die Bürger vor vier Jahren so erzürnt waren, dass sie bereit schienen für eine Revolution.

Fast wieder so wie immer

Was ist da passiert? In Wirklichkeit dauerte die Syriza-Revolution kaum ein Jahr. Dann erkannte Tsipras, dass es ohne Geld nicht ging. Es gab keinen Spielraum für eine andere Politik als diejenige, die Griechenlands Geldgeber verlangten. Also machte er es wie die Altparteien und tat, was Brüssel, Berlin und die Banken vorgaben.

Gleichzeitig gab sich die ND mit Kyriakos Mitsotakis einen neuen Chef, der die Partei in den Umfragen sofort steigen liess, während Syriza abstürzte. Tsipras trat auf wie ein radikaler Neuerer, bot aber letztlich nur Mainstream-Politik – Mitsotakis hingegen sah aus wie ein Mainstream-Politiker, bot aber ganz neue Töne. Er forderte im etatistischen Griechenland liberale Reformen, trat für die Homo-Ehe ein, sprach sich für ein gewisses Mass an Migration aus. Aus der konservativen ND will er eine liberale Partei machen. Im Stil erinnert er eher an den französischen Präsidenten Emmanuel Macron als an seine konservativen Vorgänger.

Leicht kann es passieren, dass er ähnliche Probleme bekommt wie Macron. Aus der eingefleischten Klientelpartei ND eine liberale Reformkraft zu machen, ist eine Herkulesaufgabe. Immerhin kann er mit einem gewissen Wohlwollen der EU rechnen, die er – anders als Tsipras – stets nur in den höchsten Tönen lobt. Aber die Griechen erwarten dennoch, dass er Wunder vollbringt, Geld und Arbeitsplätze besorgt und Zukunftsperspektiven eröffnet.

Ob er das schafft, ist zur Stunde höchst ungewiss. Immerhin sieht die politische Landschaft bereits wieder fast so aus wie immer: Es gibt wieder eine grosse sozialdemokratische Partei, nur dass sie nicht mehr Pasok heisst, sondern Syriza. Und eine grosse «konservative» Partei, die ND. Dass Letztere nicht das Schicksal der Pasok erlitt, liegt vor allem daran, dass am rechten Rand im Augenblick der Krise kein Politiker von Format auftauchte. Die Goldene Morgenröte bestand aus Schlägern und Sprücheklopfern aus dem Mafiamilieu. Und die kleine Rechtspartei der Unabhängigen Griechen hatte nur zwei Themen: die gute Kirche und die bösen Türken. Zudem beging sie den Fehler, als rechte Partei mit der linken Syriza zu paktieren; inzwischen hat sie sich selbst aufgelöst.



Lockere Zeiten: EZB-Chef Draghi (r.), vermutliche Nachfolgerin Lagarde.

Was bedeutet Lagarde?

Die Französin Christine Lagarde soll künftig Herrin über die europäische Geldpolitik sein. Es kommt zum Kräfterennen zwischen Nord und Süd. Die Schweiz muss sich auf eine weitere Aufweichung des Euro einstellen. *Von Beat Gygi*

Vor wem müssen die Pensionskassen und andere Investoren mehr Respekt haben: vor dem gegenwärtigen Präsidenten der Europäischen Zentralbank (EZB), Mario Draghi, oder vor seiner wahrscheinlichen Nachfolgerin Christine Lagarde? Beide können bei Bedarf streng dreinblicken, aber die Reaktion der Finanzmärkte war klar und deutlich, als die Meldung kam, die seit 2011 als Direktorin des Internationalen Währungsfonds (IWF) amtierende Französin Christine Lagarde werde zur Präsidentin der EZB vorgeschlagen: «Jetzt kommen wohl eher lockerere Zeiten auf Anleger und Finanzminister zu, los, kaufen wir Obligationen» – das war ungefähr die Stimmung, die sich bei Marktteilnehmern kurz nach dem Beschluss der EU-Staats- und Regierungschefs verbreitete. Die Kurse der zehnjährigen Staatsanleihen Italiens stiegen stark, das heisst, die Zinsen sanken und erreichten vorübergehend 1,6 Prozent. Mit anderen Worten: Die Anleger sind bereit, dem hochverschuldeten italienischen Staat Geld für zehn Jahre zu überlassen und dafür lediglich 1,6 Prozent oder leicht mehr Jahreszins zu verlangen, wie dies die Grafik zeigt.

Es ist kaum vorstellbar, dass in dieser mageren Prämie die Risiken einer solchen Ausleihe an einen wenig effizienten Staatsapparat abgedeckt sind. Man muss es sich wohl auch gar nicht vorstellen können, denn an den Märkten sind tonangebende Investoren offenbar der

«Das Feigenblatt für die expansive Geldpolitik ist die geringe Inflation.»

Ansicht, dass Risiken im Zusammenhang mit Italien von jemand anders übernommen werden: von der EZB in Frankfurt. Zudem sind die italienischen Zinsen bereits seit Anfang Juni gesunken, weil sich abzeichnete, dass die EU-Zentrale entgegen früheren Drohungen doch kein Defizitverfahren gegen das Land einleiten würde. Nachsichtigkeit aus Brüssel und aus Frankfurt – das sind die Rezepte, um die Märkte ruhig zu halten und davon abzulenken, dass es schwierig ist, ewig mit derart hohen Schulden und geringer Produktivität zu wirtschaften, wie dies in Italien oder Frank-

reich beobachtbar ist. Diese Geldpolitik fügt auch der Schweiz Schaden zu, und sollte sie noch expansiver werden, müsste sich die Nationalbank wohl von der EZB distanzieren und den Franken stärker werden lassen, ähnlich wie 2015 bei der Aufhebung der Kursuntergrenze.

Umfangreiche Staatsaktionen

Mit Christine Lagarde käme eine Persönlichkeit an die EZB-Spitze, die es gewohnt ist, gläserne Decken zu durchbrechen. Sie wäre die erste Frau im Präsidium der Euro-Notenbank, nachdem sie bereits als Direktorin des IWF und Nachfolgerin des berühmten Dominique Strauss-Kahn die erste Frau im Amt war und das Gleiche auch vorher schon in der französischen Regierung geschafft hatte. Sie hat fast eine Karriere vorzuweisen, wie man sie von einer französischen Spitzenpersönlichkeit erwartet: aus gutgestellter Familie, der Vater Professor, die Mutter Lehrerin, sportliche Spitzenleistungen in der Jugend als Mitglied der französischen Nationalmannschaft im Synchronschwimmen, Besuch hochstehender Mittel- und Hochschulen – aber mit verpasster Auf-

nahme in die legendäre Eliteschule ENA. Als Rechtsanwältin trat sie 1981 in Paris in die international tätige Kanzlei Baker McKenzie ein, stieg bis an die Spitze der Geschäftsleitung auf und übernahm 2004 in der weltweiten Führung der Gruppe und damit in der angelsächsischen Welt wichtige Leitungsfunktionen. Sie tritt so weltläufig auf wie globalisierte Manager – aber mit französischen Vorstellungen vom Funktionieren der Weltwirtschaft.

Ihre Karriere in der Politik begann Lagarde Mitte 2005 als beigeordnete Ministerin für Außenhandel, dann kurz als Ministerin für Landwirtschaft und Fischerei, um dann von 2007 bis 2011 als Wirtschafts- und Finanzministerin in der Regierung von François Fillon voll im Zentrum der Politik mitzuwirken. Damit politisierte sie eigentlich im bürgerlichen Lager, das aber in Frankreich stark durch Zentralismus und kollektivistische Politik geprägt ist. Das Publikum, das jetzt von ihr erwartet, sie werde als EZB-Chefin die Geldversorgung noch einen Zacken grosszügiger führen als Draghi, sieht in ihr denn auch vor allem die Französin und die Anhängerin eines französisch geprägten Verständnisses von Wirtschaft und Handel, das dem Staat viel Wissen und Können zutraut und das auch hartnäckig das Klischee verfiicht: Exporte sind gut, Importe sind schlecht.

In dieses Bild passt, wie Lagarde beispielsweise im Oktober 2009 als Wirtschafts- und Finanzministerin umfangreiche Staatsaktionen durchzog. Als Frankreichs Regierung für den Haushaltsvorschlag 2010 ein Defizit von 8,5 Prozent und eine Verschuldungsquote von 84 Prozent des Bruttoinlandprodukts, also Werte weit über den Maastricht-Kriterien, vorsah, rechtfertigte Lagarde dies mit dem Argument, die Konjunkturstützung habe Vorrang. Damit verteidigte sie die Linie, die Frankreich und Deutschland schon 2005 vorgezeichnet hatten, als beide Länder gemeinsam die Maastricht-Vorgaben verletzten und deren Regierungen dies als lässliche Sünde im Interesse eines wichtigeren Ziels abtaten. Später in ihrer IWF-Zeit schlug dann bei Lagarde immer wie-

der der Merkantilismus durch, mit der Vorstellung «Export gut, Import schlecht», etwa wenn sie die deutschen aussenwirtschaftlichen Erfolge kritisierte: Deutschlands Exportüberschuss bei Gütern und Dienstleistungen sei doppelt so hoch, wie er im Welthandel angemessen sei, Deutschland solle weniger sparen und mehr investieren, sagte sie im Frühling 2017.

Übergang vorgespurt

Was ist also von Christine Lagarde als EZB-Chefin zu erwarten? «Steer, Don't Drift», «Steuere, lass dich nicht treiben», war der Titel ihrer Rede im Oktober 2018 zur Frage, wie die Weltwirtschaft auf Kurs zu halten sei. Wird sie dirigistisch herrschen? «Die Nomination von Christine Lagarde zur EZB-Präsidentin ist eine sehr gute Wahl», sagt Stefan Gerlach, Chefökonom der EFG Bank, früherer Vizegouverneur der irischen Zentralbank sowie Professor für monetäre Ökonomie, und fügt an: «Viele glauben fälschlicherweise, dass der EZB-Präsident oder die -Präsidentin die Geldpolitik festlegt oder massgeblich bestimmt. Vielen sehen diesen Posten ähnlich wie den amerikanischen Notenbankchef, der historisch über eine starke Position verfügt.» Die Hauptaufgabe des EZB-Präsidenten sei es aber, die Sitzungen des EZB-Rates zu leiten. Und dessen Mitglieder bestimmten die Geldpolitik. Für Draghi sei es sehr einfach gewesen, eine expansive Geldpolitik zu verfolgen, weil er im EZB-Rat eine überwältigende Zustimmung dafür erhalten habe. Er habe einfach das vorgeschlagen, was grossen Anklang gefunden habe.

Der 25-köpfige EZB-Rat besteht aus den sechs Mitgliedern des Direktoriums und den Präsidenten der nationalen Zentralbanken der 19 Mitgliedstaaten des Euro-Raums. Er ist das oberste Entscheidungsgremium der Notenbank. Wird denn Lagarde als Präsidentin nicht grossen Einfluss haben, indem sie die Themen setzen und die Diskussion lenken kann? Gewiss, der Präsident bestimme die Agenda, formuliere Vorschläge und sei dadurch wichtiger als die übrigen Mitglieder, aber diese Macht sei beschränkt, meint Gerlach. Primäre Aufgabe des Präsidenten sei es, das Gremium zu breitabgestützten Entscheiden zu führen, die inhaltliche Richtung dagegen sei von der Zusammensetzung des Rates abhängig. Es sei ja jeweils in der Presse zu lesen gewesen, wenn etwa der deutsche Bundesbankchef Jens Weidmann mit einigen Kollegen eine Minderheitsmeinung vertreten habe. Nachdem dieses Jahr aber insgesamt etwa ein Dutzend neue Ratsmitglieder

ernannt worden seien, habe er den Eindruck, dass die neuen Mitglieder, die den früheren Zusammenbruch nicht erlebt hätten, wahrscheinlich eine etwas weniger expansive Geldpolitik befürworten würden. Gerlachs Ansicht nach waren die Marktreaktionen auf Lagardes Ernennung übertrieben.

Gunther Schnabl, Professor für Wirtschaftspolitik an der Universität Leipzig, sieht die Besetzung des EZB-Präsidiums mit erheblich weiter reichenden Wirkungen verbunden. Seiner Ansicht nach gewinnt mit Lagarde das traditionelle französische Zentralbankmodell stärker an Einfluss, das Modell, bei dem die Notenbank eng mit dem Finanzministerium kooperiere und Staatsausgaben finanziere. Seit der Präsidentschaft des Franzosen Jean-Claude Trichet bewege sich die EZB in Richtung eines zentralbankfinanzierten keynesianischen Staatsmodells; mit Lagarde werde ein weiterer Schritt getan, um über die Personalpolitik die geldpolitische Ausrichtung der Institution EZB

langfristig zu beeinflussen. Draghi sei eher ein Mann der Finanzmärkte gewesen, der sich mit seiner Geldpolitik zunächst auf die Stabilisierung der Banken konzentriert habe. Mit der Zeit habe sich der Akzent hin zu einer Stützung der Politik verschoben, vor allem über umfangreiche Staatsanleihekäufe durch die Zentralbank.

Damit sei der Übergang zu Lagarde eigentlich schon vorgespurt worden. Besonders die hochverschuldeten südlichen Euro-Länder seien auf niedrige Zinsen angewiesen, die entsprechende Neigung wachse aber auch im Norden allmählich. «Das Feigenblatt für die expansive Geldpolitik ist die geringe Inflation», meint Schnabl. Bei den im Konsumentenindex enthaltenen Gütern und Dienstleistungen sei die Teuerung ziemlich gering, während sich scharfe Preissteigerungen vor allem bei Aktien, Immobilien oder Luxusgütern zeigten. Aus der geringen Konsumentenpreisinflation werde das Argument abgeleitet, die enorme Ausweitung der Zentralbankbilanzen durch den Ankauf von Vermögenswerten und die Senkung der Zinsen auf null hätten keine Kosten zur Folge. Gibt es nirgends Widerstand dagegen? Schnabl verweist darauf, dass gerade dieser Tage in Deutschland erstmals seit langem Kritik gegen die expansive Geldpolitik laut werde, etwa von CDU-Chefin Annegret Kramp-Karrenbauer und im bürgerlichen Teil der Unionsparteien. «Ich glaube, in der CDU rumort es», sagt Schnabl. Seiner Ansicht nach könnte das ein Signal sein, dass der Widerstand gegen die ultralockere Geldpolitik stärker wird. ○



Keynes, Lagarde, F&D-Cover, Juni 2019.

Erleichterung am Markt

Verzinsung der 10-jährigen Anleihen Italiens, in Prozent

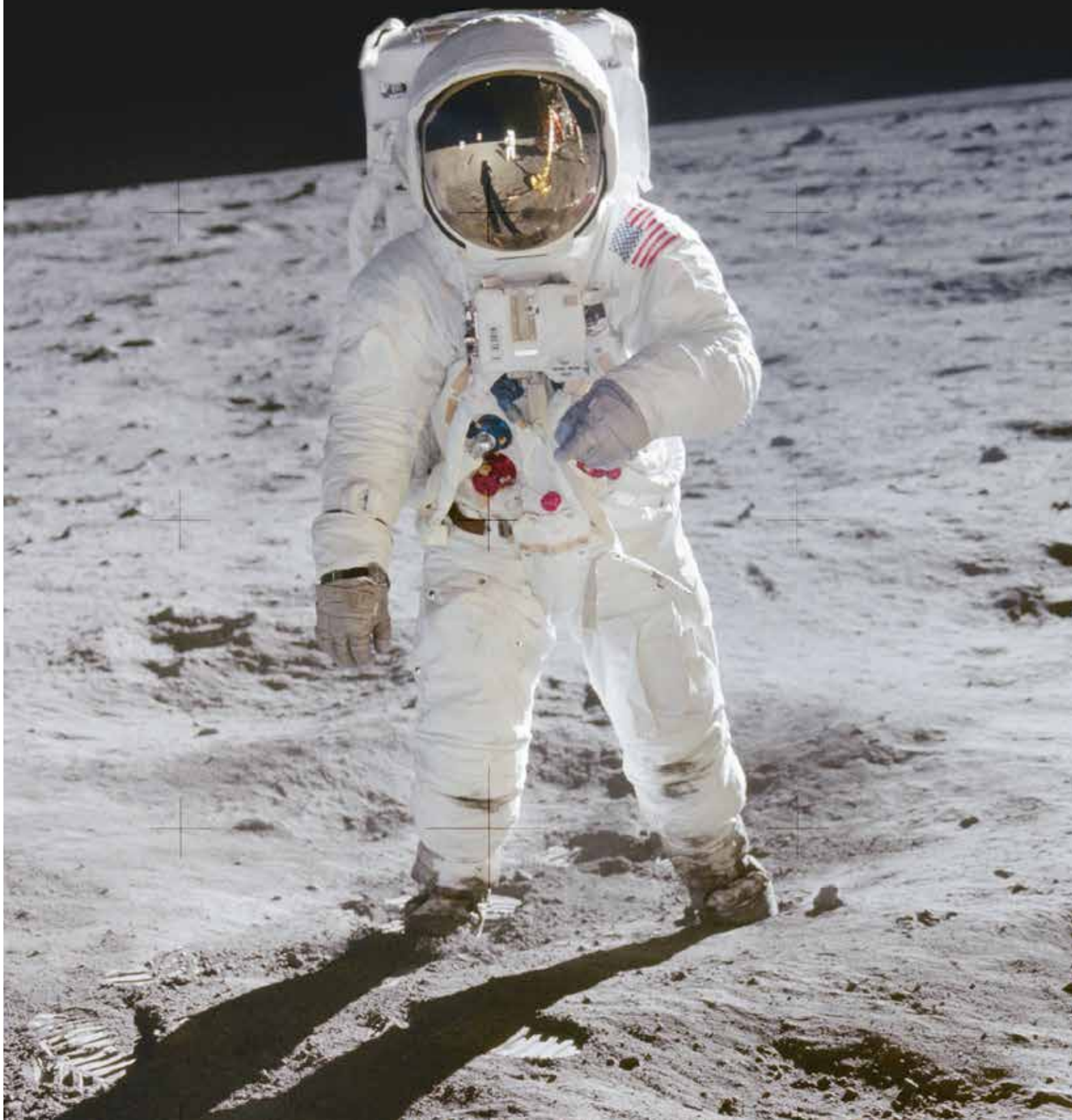


QUELLE: TRADING ECONOMICS

Nachsichtigkeit hält die Märkte ruhig.

Weltraum und Zeit

Auch nach fünfzig Jahren löst die Mondlandung von Apollo 11 immer noch einen Hauch von Ungläubigkeit aus. Bei dieser fantastischen technischen Leistung der Menschheit war auch ein typisches Schweizer Produkt dabei: die Speedmaster von Omega. Wie kam es dazu? *Von Michael Baumann*



Sprung in eine andere Sphäre: Astronaut Aldrin mit der Omega Speedmaster am rechten Handgelenk, im Juli 1969 auf dem Mond.

Es gibt nur wenige Ereignisse im letzten Jahrhundert, welche die ganze Menschheit dermassen in Bann gezogen haben wie die erste bemannte Mondlandung. Lange war es schlicht unvorstellbar, dass Menschen den Mond erreichen, ihn betreten und dann wieder sicher und gesund zur Erde zurückkehren könnten. Im Jahr 1969 war es aber so weit: Während der Amtszeit von Präsident Richard Nixon gelang es den USA, unter dem Projektnamen Apollo 11 ein bemanntes Raumschiff zum Erdtrabanten zu schicken und dort kontrolliert landen zu lassen. Am 21. Juli betraten die Astronauten Neil Armstrong und Edwin «Buzz» Aldrin den Mond und hinterliessen darauf ihre Schuhabdrücke.

Kennedys Ankündigung

Historisches, Grossartiges, Unglaubliches war geschehen, das im aufkommenden Zeitalter des Fernsehens von geschätzt 600 Millionen Menschen vor den Bildschirmen verfolgt wurde. Was Präsident John F. Kennedy 1961 kurz nach seiner Amtsübernahme angekündigt hatte, traf ein: «Ich glaube, dass dieses Land sich dem Ziel widmen sollte, noch vor Ende dieses Jahrzehnts einen Menschen auf dem Mond landen zu lassen und ihn wieder sicher zur Erde zurückzubringen. Kein einziges Weltraumprojekt wird in dieser Zeitspanne die Menschheit mehr beeindruckend oder wichtiger für die Erforschung des entfernten Weltraums sein; und keines wird so schwierig oder kostspielig zu erreichen sein.»

Die Ermordung Kennedys und zwei Präsidentenwechsel hatten die USA nicht von dieser Mission abgebracht. Eine entscheidende Triebfeder war sicherlich auch der Wettstreit der USA mit der Sowjetunion um die Vormachtstellung im Weltall. Das Ereignis der ersten bemannten Mondlandung, das sich vor fünfzig Jahren zugetragen hat, ist auch für die Schweizer Uhrenbranche im Allgemeinen und für die Marke Omega im Speziellen von allergrösster Bedeutung: Mit an Bord der Apollo 11 war nämlich die Omega Speedmaster, die von den Astronauten getragen wurde und die der 1848 gegründeten Uhrenmanufaktur aus Biel auf einen Schlag weltweiten Ruhm brachte.

Ein besseres und wirksameres Marketing ist kaum denkbar, kann man doch den Zeitmesser noch heute im Zusammenhang mit der Mondmission vermarkten. Vergleichbar ist dieser Coup vielleicht höchstens noch mit der Lancierung der Swatch im Jahr 1983 als Reaktion auf die aufstrebende Konkurrenz aus Japan und zur Rettung der Schweizer Uhrenindustrie. Auf den Markt gekommen war die Speedmaster mit Kaliber 321 schon im Jahr 1957 – zu einem Preis von gut 400 Franken. Das mechanische Uhrwerk war zusammen mit Lemania entwickelt worden. Zur offiziellen Raumfahrtuhr wurde sie 1965, als sie von der Nasa, der zivilen US-Bundesbehörde für

Raumfahrt und Flugwissenschaft, als Zeitmesser für die Astronauten ausgewählt wurde. In der Folge kam sie bei sämtlichen sechs Mondlandungen und bei anderen Missionen der Nasa zum Einsatz, was ihr den Übernamen «Monduhr» eintrug.

Ursprünglich eine Uhr für Rennfahrer

Was für Neil Armstrong damals den berühmten kleinen Schritt bedeutete, war nicht nur für die Menschheit, sondern auch für Omega ein Sprung in eine andere Sphäre. Dabei war es gar nicht Armstrong, der als erster Mensch eine Speedmaster auf dem Mond trug. Er hatte seine Uhr beim ersten Ausstieg in der Landefähre



Prüfungsbeste: «Monduhr» Speedmaster.

«Eagle» zurückgelassen, weil er meinte, sie sei defekt. Das stimmte zwar nicht, Armstrong hatte nur irrtümlicherweise die Stoppuhr betätigt. So gelangte die erste Speedmaster am Handgelenk von «Buzz» Aldrin, einem grossen Uhrenfan, auf den Mond, der die Fähre rund zwanzig Minuten nach Armstrong verliess. Ebenfalls mit einer Monduhr ausgerüstet war Michael Collins, der dritte Astronaut und Pilot, der allerdings die ganze Zeit über in der Fähre verharrte.

Bei der Entwicklung und Lancierung des Chronografen namens Speedmaster hatten die Bieler Uhrmacher ihren Blick noch nicht Richtung Mond gerichtet. Ihr Horizont war von irdischer Dimension, hatten sie doch als Kunden in erster Linie sportliche Autofahrer und das Rennfahrermilieu im Auge. Der Mond war 1957 noch sehr weit weg und schien unerreichbar. Mit der Speedmaster liessen sich aber Rundenzeiten, Abstände und die Geschwindigkeit messen. Dafür wurde die Tachymeter-Skala auf der Lünette platziert, was die Speedmaster mit ihrem wasserdichten Stahlgehäuse und dem verschraubten Boden zur Vorreiterin moderner Chronografen machte. Die verbesserte Ablesbarkeit und der für damalige Verhältnisse grosse Durchmesser von 39 Millimetern waren es denn unter anderem wohl auch, die dazu führten, dass dieser Omega-Zeitmesser von der Nasa ausgewählt wurde, um sie für den Einsatz im All zu testen.

Diese umfangreichen Tests nahmen 1964 ihren Anfang. Dabei ging es darum, herauszufinden, welche Uhr unter Weltraumbedingungen am widerstandsfähigsten und damit am geeignetsten für die beabsichtigte Mission wäre. Kurzum: Die Nasa suchte die weltbeste Uhr. Wie das genau vonstatten ging, ist heute noch umstritten, es kursieren zwei glaubwürdige Versionen darüber. Entweder soll die Nasa etliche renommierte Hersteller gebeten haben, ihre geeignetsten Modelle zur Verfügung zu stellen. Oder zwei Mitarbeiter sollen anonym beim grössten Uhrenhändler in Houston die gewünschten Zeitmesser gekauft haben. Wie auch immer, die Uhren wurden dann in mehreren Runden genau unter die Lupe genommen und auf Funktionalität in der Schwerelosigkeit, auf Stossfestigkeit, Verhalten bei extremen Temperaturschwankungen und Widerstand gegen starke Magnetfelder getestet. Auch die Widerstandsfähigkeit gegen äussere Einwirkungen wie rohe Gewalt wurde untersucht.

Um einen Ausfall im Ernstfall zu verhindern und auf Nummer sicher zu gehen, setzte die Nasa die Anforderungen um einiges höher an, als es eigentlich nötig gewesen wäre. Auf die Shortlist schafften es schliesslich drei Uhren – alle aus der Schweiz: eine Rolex, eine Longines Wittnauer und eine Omega. Wittnauer war eine 1885 von einem Schweizer in New York gegründete Marke, die 1950 von Longines übernommen wurde. Am Ende schnitt die Speedmaster von Omega in den Prüfungen punkto Präzision, Zuverlässigkeit, Ablesbarkeit und Bedienungsfreundlichkeit am besten ab und wurde für die Gemini- und Apollo-Missionen zur offiziellen Uhr.

Politischer Druck

Aber auch die Speedmaster zeigte einige Schwächen: So lief sie im Dekompressionstest zu schnell und im Beschleunigungstest zu langsam, wie ein Nasa-Mitarbeiter in seiner Beurteilung schrieb. Ausserdem hielt die Leichtmasse des Zifferblatts den Belastungen nicht stand. Im Vergleich zu den von der Konkurrenz zur Verfügung gestellten Modellen reichte das aber immer noch zum besten Resultat. Diese stoppten zum Beispiel im Feuchtigkeitstest und im Hochtemperaturtest, weil der Sekundenzeiger verbogen wurde und so den Stunden- und Minutenzeiger behinderte. Oder das Glas hielt den Belastungen nicht stand und sprang aus der Fassung. Dass die Uhrenhersteller schon damals die grosse Bedeutung dieser Testreihe erkannten, belegt der Umstand, dass die US-Marke Bulova versuchte, die Nasa unter Druck zu setzen, damit sie auf ein einheimisches Produkt setzen möge. Die Nasa liess sich davon aber nicht beeindrucken und hielt an ihrem Vorgehen und ihren Parametern fest. In den Tests war die Bulova-Uhr klar gescheitert. Nur ein Gerücht, wenn auch ein böses, ist zudem der Vor-

«Der ultimative Zeitmesser»

Raynald Aeschlimann, Präsident und CEO von Omega, über die Bedeutung der Speedmaster und darüber, was die Faszination von 50-jähriger Technologie im digitalen Zeitalter ausmacht.

Welche Rolle spielt die Speedmaster im Portfolio von Omega?

Die Speedmaster hat seit ihrer Markteinführung 1957 im Portfolio von Omega eine enorm wichtige Rolle gespielt. Sie ist wirklich legendär – einer der meistgesuchten Chronografen im Internet und bei Sammlern auf der ganzen Welt beliebt. Für viele Uhrenfans ist die Speedmaster aufgrund ihrer Rolle in der Raumfahrtgeschichte der ultimative Zeitmesser. Auch das Design der Uhr mit ihrer markanten Tachymeterskala und den Hilfszifferblättern ist wunderschön. Wir sind stolz auf alle Uhren in unserem Portfolio, aber natürlich nimmt die Speedmaster in unserer Geschichte und in unseren Herzen einen besonderen Platz ein.



Raynald Aeschlimann.

Inwiefern hat Omega davon profitiert, dass die Astronauten bei der ersten bemannten Mondlandung vor fünfzig Jahren eine Speedmaster getragen haben?

Für Omega war es die Gelegenheit, eine aussergewöhnliche Geschichte zu erzählen und die Präzision und Zuverlässigkeit unserer Speedmaster hervorzuheben, ohne auf Gimmicks oder Slogans zurückzugreifen. Sie ist Nasa-zertifiziert und war die erste Uhr, die auf dem Mond getragen wurde. Wir brauchten nur diese einfachen Fakten aufzuzählen, um der Welt zu sagen: «Seht, was wir erreicht haben!» Wie soll man die Präzision einer Uhr besser bewerben als mit der Feststellung, dass sie sogar im Weltraum perfekt funktioniert hat?

Was zeichnet eine Speedmaster vor allem aus?

Die Apollo-11-Mission war eine fantastische Leistung, und die ganze Welt schaute zu. Es mag ein halbes Jahrhundert her sein, aber es ist immer noch eine faszinierende Geschichte, die bei den Menschen ankommt – vor allem in Anbetracht der verwendeten Technologie, die im Vergleich zu dem, was wir im digitalen Zeitalter gewohnt sind, rudimentär war. Ich denke, das ist ein Grund, warum die Speedmaster etwas Besonderes ist. Die

Uhr wurde ursprünglich für Autorennfahrer konzipiert – daher auch die berühmte Tachymeterskala. Es war eine Uhr für Profis, kein auffälliges Stück, sondern praktisch und funktional. Und doch war sie Teil dieses unglaublichen Abenteuers. Hinzu kam natürlich, dass die Speedmaster als Einzige die knallharten Tests der Nasa überlebte, um als «tauglich für alle bemannten Raumfahrtmissionen» qualifiziert zu werden.

Wie viele verschiedene Varianten der Speedmaster gibt es?

Die Speedmaster ist seit ihrer Markteinführung im Jahr 1957 sehr beliebt und wurde seither mehrmals neu lanciert, weshalb es schwierig ist, dazu genaue Zahlen zu liefern. Zum sechzigsten Geburtstag der Speedmaster im Jahr 2017 haben wir ein spezielles

Poster mit den sechzig berühmtesten Modellen gestaltet, aber das ist wirklich nur die Spitze des Eisbergs. Es war sehr schwierig, uns auf sechzig zu beschränken, aber die Moonwatch zum Beispiel ist heute noch erhältlich und ein absoluter Bestseller.

Wie begeht Omega dieses Fünfzig-Jahr-Jubiläum?

Wir haben eine aussergewöhnliche Serie von Apollo-11-Jubiläumsumhren lanciert. Darunter ist auch eine Speedmaster aus einer neuen, achtzehnkarätigen Goldlegierung, die wir speziell zu diesem Anlass entwickelt haben: Sie trägt den passenden Namen «Moonshine™ Gold». Um die Uhren anzutreiben und den Anlass gebührend zu feiern, haben wir auch eine neue Version des berühmten Moonwatch-Uhrwerks produziert. Es ist Master-Chronometer-zertifiziert, was bedeutet, dass es die höchsten Branchenstandards für Präzision, chronometrische Leistung und magnetischen Widerstand erfüllt. Anfang des Jahres veranstalteten wir ausserdem einen fantastischen Anlass zur Feier der ersten Mondlandung mit unserem Botschafter George Clooney sowie einer Reihe von Nasa-Legenden, darunter Apollo-11-Capcom Charlie Duke. *Michael Baumann*

wurf, Omega habe das Auswahlverfahren mit Zahlungen beeinflusst.

Schon im März 1965 stand der Omega Speedmaster der erste Ernsteinsatz ins Weltall im Rahmen der Gemini-3-Mission bevor. Eigentlich hätte die Nasa die Standard-Speedmaster noch etwas modifizieren wollen, doch dafür reichte die Zeit nicht mehr, denn die Sowjetunion war bereits ins All gestartet, und die USA konnten keine Zeit mehr verlieren. So trugen die beiden Astronauten Gus Grissom und John Watts Young ganz normale Speedmaster am Handgelenk, wie man sie in den

Seither ist auf der Rückseite des Uhrengehäuses «First Watch Worn on the Moon» eingraviert.

Uhrengeschäften kaufen konnte. Der einzige Unterschied war das längere Armband, damit die Uhr über dem voluminösen Astronautenanzug getragen werden konnte.

Schweben im All

Medial brannte sich die Omega Speedmaster im Juni des gleichen Jahres erstmals in das Gedächtnis der Menschheit ein: Auf der Mission Gemini 4 verliess zum ersten Mal ein Amerikaner das Raumschiff und bewegte sich frei im Weltall. Astronaut Ed White, dem dieser epochale Schritt vorbehalten war, trug dabei – gut sichtbar – eine Omega Speedmaster, was auf vielen Fotografien bestens dokumentiert ist. Rund zwanzig Minuten schwebte er im Weltall. Fortan versah Omega als Reaktion auf diesen gelungenen Ausseinsatz das Zifferblatt der Speedmaster mit der Bezeichnung «Professional». Die erfolgreiche Apollo-11-Mission machte die Uhr dann definitiv zum Weltkulturerbe: Seither ist auf der Rückseite des Uhrengehäuses der Schriftzug «First Watch Worn on the Moon» eingraviert.

Die eindrückliche Geschichte der Omega Speedmaster ist in einem Buch der Autoren Grégoire Rossier und Anthony Marquié festgehalten. Zu allen Varianten der wohl bekanntesten Uhr der Welt finden sich sämtliche Details und Veränderungen über die Jahrzehnte seit der Lancierung. Als vorläufig letztes Kapitel dieser Erfolgsgeschichte hat Omega in Erinnerung an die erste bemannte Mondlandung vor fünfzig Jahren die Speedmaster, die von 1964 bis 1969 produziert wurde, neu aufgelegt. Kaum vorstellbar, dass es in den 1990er Jahren zeitweise ernsthafte Überlegungen gab, die Produktion der Monduhr einzustellen.

Grégoire Rossier und Anthony Marquié: Moonwatch Only. 60 Years of Omega Speedmaster. Watchprint.com, 2017. 566 S., Fr. 254.–



GELESEN

**«Der Zürcher Restaurantgast,
das unverschämte Wesen»**

GELESEN

**«Und? Chames frässe? - oder
wo der Kellner König ist»**

«Wir werden die Deutschen in die Zange nehmen»

Herbert Kickl, scharfer Kopf der Freiheitlichen Partei Österreichs, spricht über Sebastian Kurz, den «unanständigen» Bundespräsidenten Van der Bellen, seine Rolle in der Ibiza-Affäre und seine Ideen für eine völlig neue europäische Asylpolitik. *Von Philipp Gut*

Der drahtige Mann kommt mit raschen Schritten auf mich zu und streckt die Hand zum Gruss aus. Er trägt schwarze Jeans und ein weisses Hemd, die Ärmel sind hochgekrempt. Wir treffen uns in einem Seminarhotel in Anthering, etwa zwanzig Kilometer ausserhalb von Salzburg. Herbert Kickl, bis vor kurzem noch österreichischer Innenminister, tagt hier mit seinem Kernteam und heckt neue Angriffspläne aus. Der freiheitliche Spitzenpolitiker, ehemalige Redenschreiber von Jörg Haider, Generalsekretär und heutige geschäftsführende FPÖ-Klubobmann im Parlament gilt als prägender Kopf der Rechtspartei – und er war das erste Opfer der Ibiza-Affäre. Auf Antrag von Kanzler Sebastian Kurz (ÖVP) entliess ihn Bundespräsident Alexander Van der Bellen (Grüne bis 2016) als Innenminister, bald danach flog mit lautem Krach die ganze Regierung auseinander.

Kickl ist ein Mann der Taten und der klaren Worte. In der schwarz-blauen Koalition trieb er in Rekordzeit einen radikalen Umbau der Asylpolitik voran. In der Bevölkerung hatte er dafür viel Rückhalt, für Kanzler Kurz und die machtverwöhnte ÖVP wurde er aber immer mehr zu einer Gefahr. Man habe ihn aus dem Innenministerium entfernen wollen, sagt Kickl, und die Ibiza-Affäre habe dazu den willkommenen Vorwand geliefert. «Auf einem A4-Zettel dankte mir der Bundespräsident für meine Tätigkeit und teilte mir meine Entlassung mit.» Das Vorgehen des Staatsoberhaupts bezeichnet Kickl als nahezu «unanständig». Es habe vorher nicht einmal ein Gespräch gegeben. Die ÖVP habe sich auch geweigert, einen anderen Freiheitlichen ins Innenressort zu lassen. Ihm habe man zwar angeboten, ein anderes Ministerium zu übernehmen; doch Kickl wehrte ab: «Ich bin ja kein Wanderpokal.» Die politischen Ziele des Ausdauersportlers, der in der Schweiz schon am Swissman Xtreme Triathlon und zweimal am Inferno Triathlon teilgenommen hat («eine tolle Gschicht»), bleiben unverrückt. Es gebe noch viel anzupacken. Er schliesst nicht aus, dass er nach den Wahlen im Herbst zurück in die Regierung kommt.

Herr Kickl, stürzen wir uns gleich ins Getümmel. Sebastian Kurz betont, Sie sollten auf keinen Fall mehr Innen-



«Es braucht manchmal Leute fürs Grobe»: Strategie Kickl.

minister werden. Was hat der ÖVP-Chef gegen Sie?

Offensichtlich sind ihm handzahme Politiker lieber als solche, die zu ihrer Meinung stehen und ihren Kurs konsequent fortsetzen. Wir hatten in der Koalition einige Auseinandersetzungen, insbesondere im Asylbereich. Ich gebe zu, dass ich mich da ein paarmal gegen ihn durchgesetzt habe, und das dürfte ihn auch intern *a bisserl* unter Druck gesetzt haben, so nach dem Motto: «Hallo, du bist der Bundeskanzler. Warum macht der Innenminister nicht das, was du willst?» Aber ich tue das, was die Bevölkerung von uns erwartet.

Im Zuge der Ibiza-Affäre wurden Sie aus der Regierung entlassen. Welche Gründe und Motive sehen Sie dahinter?

Der Grund, der genannt wurde – nämlich, dass ich nicht gegen mich selbst ermitteln könnte –, ist an Absurdität nicht zu überbieten. Man braucht nur ein Semester Jus studiert zu haben, um zu wissen, dass ein Ermittlungsverfahren in Österreich von der Staatsanwaltschaft, also von der Justiz, geleitet wird.

Sie sprechen Ihre angebliche Verwicklung in die Spendenaffäre an.

Ja. Nach dem Auftauchen des Ibiza-Videos hiess es, nun müssten Verfahren eingeleitet werden, um herauszufinden, ob da etwas dahinter sei.

Man machte Sie als damaligen Generalsekretär verantwortlich für die Parteifinzen in der fraglichen Zeit.

Dieser Vorwurf ist falsch. Nach unserem Parteistatut ist der Generalsekretär für alles Mögliche zuständig, nur nicht für die Finanzen! Zudem habe ich, um vorsorglich jeden Vorwurf der Korruption von Anfang an auszuschalten, genau diesen Bereich im Innenministerium der Staatssekretärin zugeordnet, die der ÖVP angehört. Das heisst, wenn man dort polizeilich hätte ermitteln müssen, dann durch die Staatssekretärin, die aus dem Stall des Herrn Kurz kommt.

Sie sehen sich als Opfer eines koalitions-internen Machtkampfs?

Ich glaube, die ÖVP hat hier versucht, eine schwierige Situation des Koalitionspartners auszunützen, um das Territorium für sich zu vergrössern. Sie wollte das Innenministerium für sich herauspressen – und hat damit die ganze Regierung in die Luft gejagt.

Leuchten wir noch etwas die Hintergründe des Falls aus. Ist es üblich in Österreich, dass die Parteien ihren Spendern handfeste Gegengeschäfte versprechen?

Wir haben das sofort untersucht im Zusammenhang mit den genannten Personen und Firmen, und da ist überhaupt nichts dran. Meine Interpretation ist,

HC Strache hat hier versucht, in einem Gespräch sich wichtigzumachen. Es war alkoholgeschwängerte Protzerei und Prahlerei. Aber das ist es dann auch schon.

Sind Sie eigentlich böse auf Red-Bull-Wodka-Plauderer Strache? Immerhin hat er den Sturz der Regierung ausgelöst, der auch Sie angehört haben.

Wenn ich sagen würde, dass ich ihm dafür dankbar bin, dann wär's gelogen. (*Lacht*)

Lassen wir diese diplomatische Antwort so stehen. Sie haben die FPÖ in den letzten Jahren geprägt und ihr ein scharfes Profil als Oppositionspartei verliehen. Nun ist das Experiment mit der Staatsmacht bereits gescheitert. Taugt die FPÖ vielleicht gar nicht zum Regieren?

Das halte ich für eine unseriöse Behauptung. Wir haben drei Dinge in den letzten Jahren widerlegt. Erstens: Man hat immer gesagt: «Ihr könnt's nur Opposition, ihr tut nur so, als ob ihr etwas verändern wollt.» Die anderen Parteien warfen uns vor, wir seien nur Krawallbrüder, die keine Verantwortung

«Mein grosses Ziel lautet: Weg von dieser Flickschusterei-Mentalität im Asylbereich.»

übernehmen. Das haben wir dann dadurch unterlaufen, dass wir auf Landesebene einmal mit der ÖVP, einmal mit der SPÖ Koalitionen gebildet haben, die bis auf den heutigen Tag funktionieren. Der zweite Vorwurf war: «Die können nicht verhandeln, die ÖVP wird sie über den Tisch ziehen.» Das haben wir in sehr intensiven Verhandlungen widerlegt. Wir haben das Regierungsprogramm mit freiheitlicher Programmatik geprägt und auch wichtige Ressorts bekommen, vor allem das Innenressort. Viele in der alten ÖVP haben es Sebastian Kurz nie verziehen, dass er das aus der Hand gegeben hat. Die haben dann nach dem Ibiza-Video zurückgeschlagen. Und der dritte Vorwurf war eben, wir könnten nicht regieren. Wir haben aber sehr rasch Tritt gefasst und sowohl die Stossrichtung von wesentlichen Bereichen der Regierungsarbeit als auch die Frequenz und Intensität vorgegeben. Die Tatsache, dass diese Regierung eine solche Akzeptanz in der Bevölkerung gehabt hat, ist auch ein Verdienst dieser konsequenten und nachhaltigen Arbeit und vor allem auch der Bereitschaft, bei Dingen hinzugreifen, wo man sich bisher davor gefürchtet hat. Wir sind auch bereit, uns die Hände dreckig zu machen – zum Wohle der Österreicher.

Wo sehen Sie denn die grössten Errungenschaften Ihrer Amtszeit?

Wir haben heute nicht nur inhaltlich eine völlig andere Politik im Asylbereich als noch vor wenigen Jahren, wir dürfen auch Dinge

wieder beim Namen nennen, die lange tabuisiert gewesen sind. Da haben wir einen Paradigmenwechsel zustande gebracht. Das war für mich der wesentliche Auftrag, weil ich das Wahlergebnis 2017 immer als Wille zu einer Veränderung gerade in diesem Bereich interpretiert habe.

Welche konkreten Massnahmen können Sie vorweisen?

Wir waren sehr erfolgreich beim Abbau von Altfällen im Bereich Asyl. Wir haben neue Rekordzahlen erreicht bei den Abschiebungen. Es ist uns gelungen, wieder in den Fokus zu rücken, dass Asyl eigentlich zeitlich begrenzt ist. Wir haben zahlreiche Verschärfungen im gesamten Fremdenrecht durchgebracht, alles unter dem Motto: «Wir lassen uns von denen, die hierherkommen, nicht irgendwelche Geschichten erzählen und uns unkontrolliert auf der Nase herumtanzen. Sondern wir schauen nach, wir ziehen Konsequenzen, wir setzen Sanktionen.»

Sie haben sich für diese neue Position auch in Brüssel starkgemacht.

Ich habe dort ganz anders gesprochen, als das vorher der Fall war. Die sollten alle wissen, wie wir Österreicher denken, auch wenn wir in der Minderheit waren. Früher hat man *gshaut*, wo ist die Mehrheit, und wenn die Mehrheit eine andere war, hat man die eigene Position einfach verschwiegen. Das haben wir auf den Kopf gestellt. Und siehe da: Wir haben Verbündete gewonnen. Es sind immer mehr geworden, die gesagt haben: «So geht es auch in Europa nicht mehr weiter.» Mein grosses Ziel lautet: Weg von dieser Reparatur- und Flickschusterei-Mentalität im Asylbereich hin zu einem völlig neuen Ansatz. Und das kann ja nur bedeuten, dass überhaupt niemand mehr bei uns um Asyl ersuchen kann, der nicht aus einem Nachbarstaat stammt oder direkt aus dem Flugzeug steigt. Anders wird es nicht gehen, auch wenn damit nicht nur schöne Bilder verbunden sein werden.

Sie wollen das Asylsystem total umkrepeln.

Das ist dringend nötig. Es darf niemand mehr zu uns kommen, bei dem nicht vorher geklärt ist, ob er tatsächlich schutzbedürftig ist und auch mit dem, was uns wichtig ist – mit unserem Wertesystem, auch mit einem Leistungsgedanken –, kompatibel ist. Wer das nicht erfüllt, der sollte bei uns keine Chance haben. Und das ist jetzt nicht unmenschlich, sondern das ist ein pragmatischer Zugang, weil wir sowieso nicht allen helfen können und deswegen ohnehin immer genötigt sind, in irgendeiner Form eine Auswahl zu treffen.

Was schätzen Sie: Wie viele von denen, die herkommen und um Asyl ersuchen, sind in ihrem Heimatstaat wirklich an Leib und Leben bedroht?

>>>



«Handzahme Politiker»: Ex-Kanzler Kurz.

Wir sind da wahrscheinlich in einem sehr niedrigen zweistelligen Prozentbereich. Wenn ich mir dann noch die Frage stelle, ob es für uns eine tatsächliche Zuständigkeit gibt oder ob diese nicht bei einem anderen Land liegt, dann bewegen wir uns im Promillebereich.

Gibt es Aufgaben, die nur gemeinsam, zum Beispiel im Rahmen der EU, gelöst werden können?

Die Sicherung der Aussengrenze ist eine gemeinschaftliche Aufgabe. Dazu zählt aus meiner Sicht auch, diese Leute gar

«Die grösste Lektion war, dass Haiders Politik dadurch getrieben war, dass er die Leute gemocht hat.»

nicht auf den Boden der Europäischen Union kommen zu lassen. Ich habe aber auch gesehen, wie lange es dauert, bis in der EU etwas getan wird. Ich habe den Eindruck eines weltfremden Moralisklubs erhalten. Deswegen habe ich immer gesagt: «Wir behalten so viele Kompetenzen für uns, wie es irgendwie geht.»

Österreich ist historisch und geografisch eng mit Mitteleuropa verbunden. Welche Impulse kommen aus dieser Gegend? Die zuwanderungskritische Haltung geht ja in diesen Ländern bis in die Sozialdemokratie hinein.

Wir sind da auf einer Wellenlänge unterwegs. Die Zusammenarbeit mit allen Visegrád-Staaten hat sehr gut funktioniert. Aber auch mit den Dänen hatte ich als Innenminister ein gutes Einvernehmen. Wir haben immer gesagt: «Wir werden die Deutschen in die Zange nehmen. Die Dänen vom Norden her, wir vom Süden.» Damit sich die Politik auch dort in eine vernünftige Richtung bewegt.

Bleiben wir noch bei der EU, und öffnen wir den Fächer etwas: Wohin driftet die Union? Hat sie überhaupt eine Zukunft?



«Zug aufs Tor»: HC Strache.

Ich habe manchmal das Gefühl, die dortigen Handelnden sind schon sehr in die Jahre gekommen. Es ist an der Zeit, dass neue Gesichter auftauchen, die eine neue Dynamik entfalten können. Das Projekt der EU kommt mir so vor, als ob diese nach ihrem eigenen Sinn suchen würde. Wir gehen in die falsche Richtung, wenn wir den Globalisierungstrend auf allen Ebenen fortsetzen und wenn alles immer grösser, zentraler und so weiter gemacht wird. Ich glaube, die Gegenbewegung ist die richtige. Das ist auch das, was die Menschen erwarten. Ich rede gerne von Heimat, von Identität – und das lässt sich in der grossen Dimension nicht wirklich bewerkstelligen. Dafür bleibt der Nationalstaat ein unverzichtbares Vehikel. Eine Europäische Union, die glaubt, sich darüber definieren zu können, dass sie den Nationalstaat abschafft, wird zum Scheitern verurteilt sein.

Wenn Sie den Politikern in Brüssel den Puls fühlen: Wie verunsichert sind sie durch den Brexit?

Da ist schon etwas passiert in den Köpfen, die Briten haben die selbtherrlichen Eliten in Brüssel auf dem falschen Fuss erwischt. Seit her schlagen sie mit aller Härte zurück: Der Brexit muss so desaströs wie möglich ausgehen, damit es keine Nachahmer gibt.

Sie plädieren für bessere Beziehungen zu Russland. Wie schätzen Sie Präsident Putin ein?

Was kann ich zu ihm sagen? Ich möchte nicht zu denen gehören, die da so leichtfertig dem russischen Präsidenten, der vor ganz anderen Aufgaben steht als wir alle zusammen, irgendwelche Ratschläge geben. Man muss vorsichtig sein mit diesem erhobenen Zeigefinger. Russland politisch zu führen und stabil zu halten, ist eine enorme Aufgabe. Historisch hat das Land völlig andere Voraussetzungen, als wir sie im Westen haben. Da können wir doch nicht eins zu eins übertragen, was hier gilt. Aber es herrscht halt dieser moralisierende Zug in der Politik – nach dem

Grundsatz: «Kritisiere den anderen, dann bist du ein guter Mensch.»

Sie waren Redenschreiber und Sprüche-lieferant für Jörg Haider. Später kritisierten Sie ihn scharf. Was haben Sie politisch von ihm gelernt?

Fast alles. Ich habe mir oft in schwierigen Situationen vorgestellt, was Jörg Haider jetzt getan hätte. Er war ein brillanter Tabubrecher, und das hat dem Land unheimlich gutgetan. Die grösste Lektion war für mich, dass Haiders Politik dadurch getrieben war, dass er die Leute gemocht hat. Das hat man ihm angemerkt. Er war nicht jemand, der über den Leuten stand und sich als etwas Besseres fühlte, sondern er hat einen sehr offenen Zugang zu den einfachen Leuten gesucht. Deswegen gibt's auch in Kärnten, wo er Landeshauptmann war, bis heute eine sehr enge emotionale Bindung an ihn, obwohl er jetzt seit mehr als zehn Jahren tot ist.

Wie war Haider als Mensch?

Ein blitzgescheiter Mann, manchmal vielleicht etwas wankelmütig. Das war eine Schwäche von ihm. Wenn es darum ging, Dinge auch zu Ende zu bringen, zauderte und zögerte er. Da bestand ein Unterschied zu HC Strache, der einen ziemlichen Zug aufs Tor hat. Am Schluss wurde Haider völlig unberechenbar. Irgendwie dachte er, man könne die Partei wechseln wie ein Sakko. Als langjähriger Parteichef schätzte er die Situation völlig falsch ein. Er war leider bereit, sein eigenes Projekt zu opfern, um selbst noch mal ein bisschen besser dazustehen.

Ein bekannter deutscher Politiker hat einmal vom «halbschwulen Buberl-Milieu» um Haider gesprochen. Trifft das die Sache?

Ich habe nie etwas Diesbezügliches bemerkt. Aber vielleicht war ich einfach nicht attraktiv genug. (Lacht)

Wie stark ist die unappetitliche deutsch-tümelnde Strömung in der FPÖ noch? Haben Sie ein Nazi-Problem?

Wir kämpfen da gegen viele Vorurteile und Stigmata an. Ein Vorwurf ist, dass die



«Partei wechseln wie ein Sakko»: Jörg Haider.

Burschenschaften dieser problematische Bereich wären. Aber die Burschenschaftsidee ist untrennbar mit dem Freiheitsgedanken verbunden, mit der Märzrevolution von 1848. Was die anderen Dinge betrifft, erklärt sich das mit der österreichischen Geschichte. Es gab nach dem Krieg eine ganze Menge von Menschen, die aus dem politischen Partizipationsprozess ausgeschlossen waren. Sie wurden später quasi pardonierte und haben sich in einem politischen Sammelbecken abseits der beiden Volksparteien gefunden. Daraus wurde später die FPÖ. Aus diesem historischen Konnex heraus versucht man

«Ich habe immer versucht, nicht Teil dieser Welt zu werden, sondern einen Kontrapunkt zu setzen.»

immer noch eine gewisse Nähe der FPÖ zum Nationalsozialismus zu konstruieren, die aber inhaltlich schon insofern nicht haltbar ist, als viele ehemalige Nazis auch in anderen Parteien gelandet sind.

Sie stammen aus einer Arbeiterfamilie. Wie hat Sie diese Herkunft geprägt?

Mein Vater war gelernter Maurer. Im Dorf, wo wir gewohnt haben, gab es eine grosse Magnesitfabrik, dort haben meine Eltern gearbeitet. Meine Mutter war im Verkauf tätig. Aufgewachsen bin ich in einer klassischen Arbeitersiedlung. Ich kenne diese Welt und kann sehr gut nachvollziehen, welches ihre Alltagsprobleme sind. Ich habe gelernt, mir eine Grundbescheidenheit zu bewahren.

Sie haben einen anderen Weg eingeschlagen und Philosophie studiert.

Ich bin meinen Eltern zu allergrösstem Dank verpflichtet, dass sie mir das ermöglicht und auch finanziert haben, obwohl die Philosophie ein völlig unbeschriebenes Blatt für sie war. Ich hatte dann einen Professor, der eine Art Vaterfigur geworden ist. Wir haben intensiv an Originaltexten gearbeitet. Im Zentrum stand der deutsche Idealismus.

Welcher Philosoph hat Sie am meisten beeindruckt?

Mit Sicherheit Hegel. Platon war wie immer der Beginn, durch Kant habe ich mich durchgequält. Wenn man die transzendente Deduktion in der «Kritik der reinen Vernunft» liest, ist alles so sperrig. Die wunderbare Dialektik von Hegel hat fast etwas Spielerisches, ganz was Leichtes.

Kann man das fürs Leben auch brauchen?

Das glaub' ich schon, gerade das Dialektische. Nicht im Sinne einer Gebrauchsanweisung, aber es öffnet Einsichten in Zusammenhänge. Wenn wir den europäischen Gedanken hernehmen – «Einheit in

der Vielfalt» –, dann ist das zutiefst dialektisch. Das ist nicht das eine oder das andere, sondern es ist eben beides.

Ihre Partei hat sich das Freiheitliche auf die Fahne geschrieben. Wo sehen Sie heute die grösste Bedrohung für die Freiheit?

Freiheit hat mit Selbstbestimmung zu tun. Von daher ist klar, dass Faktoren, die wir nicht selbst bestimmen können, eine Gefahr darstellen. Das ist zum Beispiel der politische Islam, der mit der Zuwanderung einhergeht, das ist natürlich auch das Hineinregieren der EU in der Flüchtlingsfrage, der Versuch, eine Verteilung von Flüchtlingen auf der europäischen Ebene einzuführen, die die Leute nicht haben wollen. Das ist Fremdbestimmung und das Gegenteil von Freiheit. Dann gibt es eine zweite Komponente, und das ist eine gewisse intellektuelle Verwahrlosung und Verflachung, betrieben von Leuten, die sich für besonders intellektuell halten. Sie verwechseln Freiheit mit Willkür. Da steckt dann die Toleranz für alles und jedes drin. Kommt noch eine Portion Faulheit hinzu, entsteht eine ganz gefährliche Mischung, die geeignet ist, eine Gesellschaft von innen her auszuhöhlen.

Die Wiener Presse hat Sie als «freiheitlichen Mann fürs Grobe» bezeichnet. Einverstanden?

Es gibt Schlimmeres. Es braucht manchmal Leute fürs Grobe.

Was erwarten Sie von den Neuwahlen im Herbst?

Ich gehe davon aus, dass die Freiheitliche Partei besser abschneiden wird, als es ihr manche wünschen, und dass wir die 20-Prozent-Schwelle deutlich überspringen werden. Damit bleiben nicht mehr viele Optionen. Wenn Kurz es ernst meint mit der Ankündigung, den eingeschlagenen Kurs fortsetzen zu wollen, dann wird das nur mit der FPÖ möglich sein.

Kurz liebäugelt aber auch mit einer Minderheitenregierung.

Das ist typisches Denken der alten ÖVP! Man macht 30 Prozent und *a bisserl was* und will 100 Prozent der Minister, und alle anderen sollen dann ja und amen sagen. Aber *des werd's net spielen*. Das ist ein seltsames Outing von schwarzen Machtgelüsten. Das wird bei der Bevölkerung nicht ankommen.

Wo sehen Sie Ihre persönliche politische Zukunft? Werden Sie wieder Minister werden?

Sagen wir es so: Bei den Wahlen 2017 hätte ich auch nie gedacht, dass ich einmal Minister werden würde, und drei Monate später war ich's dann. Man soll solche Dinge nicht ausschliessen. Motiviert wäre ich. Ich habe noch eine ziemliche Agenda abzarbeiten, und ich glaube, das wäre nicht zum Nachteil der österreichischen Bevölkerung.



«Anti-Zuwanderungs-Rammbock»: Matteo Salvini.

Sie sind ein Mann aus dem Volk. Was machen so ein Amt und seine Attribute mit einem, die Staatskarossen und alle diese Dinge?

Es ist wie ein Eintauchen in eine andere Welt. Ich habe immer versucht, nicht Teil dieser Welt zu werden, sondern einen Kontrapunkt zu setzen. Ich gehörte zum Beispiel nicht zu den Ministern, die mit einem Spezialnummertafel herumgefahren sind, um das Sozialprestige zu steigern. Unser Land zeichnet sich ja durch den «österreichischen Weg» aus, und das heisst meistens, man macht etwas, das weder Fisch noch Vogel ist. Hier habe ich einen anderen Zugang: «Wir machen es so, oder wir machen es anders. Wir machen es korrekt, oder wir machen es gar nicht.» Das war für manche auch eine Zumutung.

Sie sind bekannt für Ihre scharfe Zunge. Machen wir die Probe aufs Exempel. Ich nenne Ihnen einen Namen, und Sie geben mir eine Charakterisierung in Kürzestform. Sebastian Kurz.

(Überlegt und lacht) Inszenierung in Perfektion.

HC Strache.

(Wie aus der Pistole geschossen) Ibiza – leider.

Angela Merkel.

Wurzel allen Zuwanderungsübels.

Donald Trump.

Muss viel mehr richtig machen, als ihm in Europa zugestanden wird.

Pamela Rendi-Wagner.

Irrlicht an der SPÖ-Spitze. Stellt täglich unter Beweis, dass der Satz, Oppositionspolitik sei einfach, so nicht stimmt.

Matteo Salvini.

Ein Anti-Zuwanderungs-Rammbock.

Boris Johnson.

Ein schräger Vogel.

Mette Frederiksen.

Eine Sozialdemokratin, die erkannt hat, was wirklich wichtig ist – und hoffentlich jetzt in der Asylpolitik nicht umdreht.

Ihre Frau.

Eine unverzichtbare Stütze in den vielen, vielen Jahren, in denen ich politisch unterwegs gewesen bin. ○

Europa wird französisch

Emmanuel Macron bestimmt die Personalpolitik und beschert Europa eine konservative Doppelspitze. Seine Taktik war erfolgreicher als die Kampagne seiner Spitzenkandidatin. Kommt es zum Rollentausch zwischen Deutschland und Frankreich? Von Jürg Altwegg



Auftritt Napoleon: Präsident Macron, Kanzlerin Merkel.

«Nicht umsonst hat Emmanuel Macron in seiner Jugend Theater gespielt», kommentierte der *Figaro* seinen dramatischen Auftritt: «In den letzten Stunden der Verhandlungen verstand es der französische Staatspräsident seine Ängste und seine Wut in Szene zu setzen.» Mit «Erleichterung angesichts des befürchteten Fiaskos, mit Bewunderung bezüglich der Qualität der designierten Figuren» reagierte der Leitartikler auf den «Theatercoup»: «Macron weiss es: Zum Erfolg gehört die Überraschung.»

Dass die Ernennung von Ursula von der Leyen zur Präsidentin der EU-Kommission und von Christine Lagarde an die Spitze der Europäischen Zentralbank sein ganz persönlicher und ein grosser politischer Erfolg sind, steht für den *Figaro* ausser Zweifel: «Macrons Rolle war ausschlaggebend.»

Aufruf an die Jugend

Zwei Frauen für Europa und die Reaktivierung der deutsch-französischen Mechanismen waren die bestmögliche Wendung in einer Inszenierung, deren exzessive Dramatisierung Macron systematisch betrieben hatte. Mehrfach war Macron die Regie entglitten. Am Schluss führte er die Kampagne praktisch im Alleingang, seine Spitzenkandidatin, Nathalie Loiseau, hatte schon im ersten TV-Duell mit

Marine Le Pen schlecht ausgesehen. «Der Vogel im freien Fall», spotteten die Medien in Anspielung auf Loiseaus Namen über den Fehlstart von Macrons Liste «Renaissance».

Macrons Dramaturgie war auf ein Rückspiel der Präsidentschaftswahl ausgerichtet. Um es in Szene zu setzen, veränderte er das Wahlrecht: Er kehrte zu landesweiten Listen zurück. Mitterrand hatte einst das Proporzsystem eingeführt, um mit Le Pen die bürgerliche Rechte zu schwächen. Als die Kampagne zu Ende und Wahlveranstaltungen verboten waren, ging ein Sechzig-Minuten-YouTube-Interview mit dem Staatspräsidenten viral. Es war ein vehementer Aufruf an die Jugend, der er die Senkung des Wahlalters auf sechzehn Jahre versprach. Am Wahlabend hatte Macron sein wichtigstes Ziel verfehlt.

Die schlimmstmögliche Wendung aber zeichnete sich erst noch ab. In Strassburg zog Nathalie Loiseau – natürlich «off» – vor einem Dutzend französischer Journalisten über Freund und Feind her. Alle bekamen ihr Fett ab, Regierungschefs, Kommissare, Parlamentarier. Die belgische Zeitung *Le Soir* veröffentlichte die herrlichsten Perlen. Loiseau bestätigte das Klischee von den arroganten Franzosen. Nicht einmal mehr Fraktionsvorsitzende der liberalen Mitte-Parteien, denen sich «Renaissance» angeschlossen hatte, konnte sie werden. In sei-

nem Bemühen um Schadensbegrenzung zog Macron Loiseau aus dem Verkehr.

Sein Feldzug führte über die Schweiz. Als die Internationale Arbeitsorganisation in Genf ihren 100. Geburtstag feierte, gewährte der französische Präsident dem Westschweizer Fernsehen ein Interview, das in Frankreich für Schlagzeilen sorgte. «Wir brauchen Helden, grosse Erzählungen und eine europäische Armee», verkündete er. Und plädierte für Angela Merkel: Er könne sie sich sehr gut als Präsidentin der EU-Kommission vorstellen, «ich würde sie vorbehaltlos unterstützen». Seine Vorschläge für eine europäische «Renaissance» hatte die Kanzlerin schnöde von Annegret Kramp-Karrenbauer beantworten lassen. In Deutschland wie in Frankreich war seit Wochen mehr von Konfrontationen als von Freundschaft die Rede.

Möglicherweise inszenierte Macron, der über Machiavelli promoviert hatte, sein Lob als Ablenkungsmanöver, mit dem er den Vorwurf entschärfen konnte, er habe Manfred Weber und das Prinzip «Spitzenkandidat» aus Deutschland abgelehnt. Sie kocht in schwierigen Momenten vor allem an den Rändern des politischen Spektrums immer wieder hoch. Doch es gibt auch ein durchaus rationales Unbehagen gegenüber einem «deutschen Europa». Vor ihm warnt der deutsche Soziologe

Ulrich Beck in seinem Buch, das in Frankreich Schule macht: «Non à l'Europe allemande». In einem Bericht über die schwierigen Verhandlungen um die Top-Jobs hält das Magazin *Marianne* fest: «Inzwischen ist es so weit.»

Bien joué

Marianne zählt die in der Öffentlichkeit wenig bekannten Deutschen, die in der Brüsseler Verwaltung Schaltstellen besetzen, auf. An ihrer Spitze: Martin Selmayr. Im Februar vergangenen Jahres hatte Jean-Claude Juncker seinen Kabinettschef unter Umgehung aller Verfahrensregeln zum Generalsekretär der Kommission gemacht. Das Europäische Parlament denunzierte einen veritablen «Staatsstreich» und forderte noch im Dezember mit einer Mehrheit von 71 Prozent Selmayrs Rücktritt – erfolglos.

Lauter als seine Anhänger bejubeln Macrons Kritiker, die Souveränisten, seine Personalpolitik. Als «Weigerung, vor Deutschland in die Knie zu gehen», lobt *Marianne* seinen Widerstand gegen Manfred Weber. Die Wahl einer Deutschen zur Präsidentin der Kommission führt zwangsläufig zum Ende der Ära Selmayr – es ist für manchen Beobachter die wichtigste

Möglicherweise inszenierte Macron sein Lob als Ablenkungsmanöver.

Personalie überhaupt. Der Generalsekretär aus der CDU gilt auch als Scharfmacher gegenüber der Schweiz. Journalisten kennen ihn als unangenehmen Gesprächspartner, der bei unliebsamen Artikeln reflexartig zum Telefon greift.

Seine Kronprinzessin hat Macron gelobt, als hätte er nie etwas von den deutschen Erfahrungen mit Ursula von der Leyen, die als Jugendliche in Brüssel lebte, mitbekommen. Doch mit ihren hilflosen Reaktionen lassen sowohl die SPD und Martin Schulz, die sich als schlechte Verlierer erweisen, aber auch die am Wahlabend triumphierenden Grünen den französischen Staatspräsidenten vollends als strahlenden Sieger erscheinen. Manfred Weber machte für sein Scheitern eine unheilige «Allianz von Macron und Orbán» aus. Ist Merkel, die Weber schnell aufgab, vor ihr eingeknickt? Wollte sie Jens Weidmann als Chef der Zentralbank durchsetzen?

Es kam ganz anders. Mit Ursula von der Leyen und Christine Lagarde setzt Macron auch einen spektakulären Rollentausch zwischen Deutschland und Frankreich durch. Wie er sich auf die Währungspolitik auswirken wird, bleibt abzuwarten, Lagarde jedenfalls ist mehr Politikerin als Bankerin – Jens Weidmann als Chef in Frankfurt war für Macron zweifellos das grössere Ärgernis als der unerfahrene Weber in Brüssel. *Bien joué.*

Im Europäischen Rat bekommt Macron mit dem Belgier Charles Michel einen eigentlichen Gesinnungsgenossen. In der Kommission sind alle wichtigen Ämter mit Politikern, die perfekt französisch sprechen, besetzt – das ist nach dem Brexit durchaus von Bedeutung. Die EU ist eine französische Konstruktion mit einer zentralistischen Machtstruktur, die im Parlament ein Akklamations-Instrument ausmacht, dessen Beschlüsse eine Regierung mit Sonderparagrafen aushebeln kann.

Die europäischen Abgeordneten werden leise murren und die unter Macrons Regie vom Europäischen Rat ausgehandelten Kandidaten absegnen. Immerhin konnten sie ihren eigenen Präsidenten wählen – innerhalb der Grenzen des deutsch-französischen Deals: Merkels und Macrons Parteibündnisse verzichteten auf einen Kandidaten und begünstigten damit die Wahl des italienischen Ex-Journalisten und Populistenfressers David Sassoli. Manfred Weber wird auf die zweite Halbzeit vertröstet – die Bilanz nach der spektakulärsten Europa-Wahl: Alle Spitzenpositionen werden von Vertretern der Pioniere Italien, Frankreich, Deutschland und den Benelux-Staaten eingenommen. Die deutsche Wiedervereinigung und die Osterweiterung hatten Frankreich an den Rand gedrängt. Ohne Grossbritannien wird Europa wieder französisch – zumindest französischer.

Historische Reformen

Auch in Frankreich erscheint Macron im Nachhinein trotz des geringen Rückstands auf das Rassemblement national (RN) als Gewinner der Wahl: Nach der Linken, die er 2017 bodigte, zerstört er die Rechte. Dies bleibt sein erklärtes Ziel für ganz Europa – und auf dem Weg dahin offeriert er den Konservativen als *surprise du chef* die unverhoffte Damenvwahl und Doppelspitze.

Zu Hause hat das Fiasco der *Républicains* derweil eine weitere Welle von Austritten ausgelöst. Macron, der mit seiner Abschaffung der Wohnsteuer die Gemeinde- und Stadtpräsidenten gegen sich aufgebracht hatte und dessen Bewegung in den Regionen wenig verankert ist, hat nun beste Aussichten, 2020 die Kommunalwahlen zu gewinnen.

Nach einem Jahr im Gnadenzustand begann im vergangenen Sommer sein *annus horribilis*. Die Gelbwesten verunsicherten das Land, Notre-Dame brannte. Macron musste viele Zugeständnisse machen. Inzwischen gehen die historischen Reformen weiter: Die neue Arbeitslosenversicherung mit schmerzhaften Massnahmen ist unter Dach und Fach, der Umbau des Rentensystems wird in Angriff genommen. Der zweite Akt von Emmanuel Macrons erster Amtszeit hat auf der europäischen Bühne begonnen, im Drehbuch steht: Auftritt Napoleon. ○

Nachruf



Sah auch das Komische: Kolumnist Booker.

Christopher Booker (1937–2019) — Als 24-Jähriger gründete er mit Schulkollegen das satirische Magazin *Private Eye* und wurde dessen erster Chefredaktor. Die sechziger Jahre waren die hohe Zeit des britischen Humors mit Komikern wie Peter Sellers, Peter Cook, John Cleese et cetera und mit bissigen Fernsehshows wie David Frosts «That Was The Week That Was», für die Christopher Booker schrieb. Da ich damals in London lebte, liess ich mir keine Nummer von *Private Eye* entgehen, las jede Zeile und bewahrte mir alle Ausgaben noch während Jahren auf.

Christopher Booker als Autor entdeckte ich erst, als ich, mittlerweile *Weltwoche*-Redaktor, seine Kolumnen im *Sunday Telegraph* zu lesen begann, deren letzte er, bereits todkrank, vor drei Monaten schrieb. Sein Ziel war es, «schockierend wichtige Geschichten» ans Licht zu bringen, «die anderswo nicht richtig behandelt wurden». Eines der seiner Ansicht nach ungenügend abgedeckten Themen war die EU (als sie noch EWG hiess), die man als Friedensprojekt verehrte. Er kritisierte sie als undemokratische, bürokratische Oligarchie und verfasste dazu 1994 das Buch «The Castle of Lies – Why Britain Must Get Out of Europe».

Booker hasste Herdendenken. So konnte er den pseudoreligiösen Glauben an die menschengemachte, den Planeten gefährdende Erderwärmung nie begreifen. Unermüdlich schrieb er gegen die Orthodoxie der offiziellen Klimawissenschaft an, was ihm die Feindschaft der Gläubigen eintrug. Das Andenken an ihn bestätigt mich darin, dass man sich von einer Erkenntnis nicht abbringen darf, selbst wenn die Welt – oder *conventional wisdom* – gegen einen ist.

Ex-Umweltminister Owen Paterson, der Booker regelmässig am Krankenbett besucht hat, schreibt: «Er war immer bereit, unabhängige, tapfere, auf gründliche forschungsbasierende Meinungen zu vertreten, bereit, für das zu kämpfen, das ihm richtig schien, wobei er persönliche Anfeindungen ignorierte. Vor allem, he was always, always able to see the joke.» *Hanspeter Born*

Terrorbekämpfung

Die Wahrheit zur Xinjiang-Frage

Von Geng Wenbing — Die Verhältnisse in der nordwestlichen Region Chinas werden in westlichen Medien oft falsch dargestellt. Das Vorgehen gegen Terrorismus bedeutet nicht Unterdrückung, sondern Sicherheit für die Einwohner und wirtschaftlichen Aufschwung.

Kürzlich ist mir aufgefallen, dass diverse Medien weiterhin falsche Nachrichten über Xinjiang verbreiten. In letzter Zeit wurden mir während verschiedener Interviews immer wieder Fragen über Xinjiang gestellt. Um Missverständnisse aufzuklären, die durch Fake News oder skrupellose Berichterstattung entstehen und Leserinnen und Leser in die Irre führen können, werde ich im Folgenden die Wahrheit mit Daten und Fakten darstellen.

Seit den 1980er Jahren habe ich aus beruflichen Gründen zu unterschiedlichen Zeiten Xinjiang mehrmals besucht. Die Schönheit dieser Region beeindruckt mich zutiefst. Xinjiang befindet sich im äussersten Nordwesten der Volksrepublik China und umfasst eine Gesamtfläche von 1,66 Millionen Quadratkilometern. Mit etwa 23,6 Millionen registrierten Einwohnerinnen und Einwohnern gilt Xinjiang als die Provinz, die die grösste Fläche und die grösste Anzahl von Nachbarländern sowie den längsten Grenzverlauf auf dem Land aufweist. Darüber hinaus ist diese Region durch eine topografische Einzigartigkeit sowie eine vielfältige Fauna und Flora gekennzeichnet, so dass sie den Beinamen «Heimat der Melonen und Früchte» bekommen hat. Seit je ist Xinjiang durch das Zusammenkommen verschiedenster Volksgruppen geprägt. Etwa vierzehn Millionen Menschen, also mehr als die Hälfte der Bevölkerung aus zehn ethnischen Gruppen, bekennen sich zum Islam – was dazu führt, dass überall in Xinjiang Halal-Restaurants zu finden sind. Innerhalb der Provinz gibt es 24 400 Moscheen, die rund 70 Prozent der gesamten Anzahl im Land ausmachen. Dies entspricht einer der höchsten Dichten an Moscheen pro Einwohner. Zum islamischen Opferfest (Eid al-Adha) sowie zum Fest des Fastenbrechens (Eid al-Fitr) singen und tanzen die kunstbegabten Menschen auf grossen öffentlichen Plätzen und schaffen damit eine feierliche Atmosphäre.

In der Vergangenheit herrschte im autonomen Gebiet Xinjiang eine lange Periode der Stabilität vor. Seit den 1990er Jahren jedoch haben

die Gewaltanschläge der sogenannten «Three Evils», nämlich Terrorismus, Separatismus und religiöser Extremismus, Hochkonjunktur. Von 1990 bis 2016 wurden in Xinjiang und anderen Regionen Tausende terroristische Gewaltanschläge verübt, unter denen vor allem zahlreiche unschuldige Menschen leiden mussten. Dabei haben Hunderte von Polizeibeamten ihr Leben dafür geopfert, und die lokale Bevölkerung erlitt enormen Schaden. Die Ausschreitungen vom 5. Juli 2009 in Ürümqi forderten beispielsweise 197 Menschenleben und über 1700 Verletzte. Das Handeln der gewalttätigen Terroristen muss streng geahndet werden, so der Konsens der internationalen Gemeinschaft.

Um die langfristige soziale Stabilität sowie die wirtschaftliche Entwicklung von Xinjiang sicherzustellen, bemüht sich die chinesische Regierung, neben der rechtlichen Bestrafung auch die Quelle des Terrorismus und Extremismus zu finden, um diesem den Nährboden zu entziehen. Ausgehend von der allgemeinen Praxis des internationalen Anti-Terrorismus-Kampfes, erliess die chinesische Regierung eine Reihe von Massnahmen zur Ausrottung des Extremismus. Die Tatsache, dass in einigen Teilen von Xinjiang das Bildungsniveau der Bevölkerung relativ niedrig ist, führt dazu, dass viele Menschen dort die offizielle Landessprache nicht ausreichend beherrschen. Des Weiteren fehlt es ihnen normalerweise an den grundlegenden Kenntnissen der gesetzlichen Regelungen und somit am Bewusstsein für rechtmässiges Verhalten. Infolgedessen können sie sich kaum berufliche Qualifikationen aneignen, so dass es für sie schwierig ist, eine Arbeitsstelle zu finden, was sie wiederum anfällig für terroristische und extremistische Anstiftung und Zwang macht. Angesichts dessen hat die Regierung des Autonomen Gebiets Xinjiang der gesetzlichen Grundlage entsprechend Schulungs- und Ausbildungszentren eingerichtet, um einerseits extremistische Gedanken zu eliminieren, andererseits Arbeitskräfte auszubilden, damit diese nachher

mit ihrer Qualifikation einen festen Arbeitsplatz finden und ihren Lebensunterhalt sicherstellen können. Solche Ausbildungszentren sind im Grunde genommen schulische Einrichtungen, sie beruhen auf den Prinzipien der Offenheit, und die Schüler dürfen kommen und gehen, wie sie möchten. Die Propaganda der ausländischen Medien steht in völligem Widerspruch zu den wahren Verhältnissen.

Die Praxis der Behörden hat sich als sehr effektiv erwiesen. Seit etwa zwei Jahren ist die Zahl der Erwerbstätigen in Xinjiang deutlich gestiegen, und die soziale Sicherheit verbessert sich ständig, denn es gibt keine Terroranschläge mehr, so dass man von einem «Null-Terroranschlag»-Zustand sprechen kann. Im April dieses Jahres traf ich in China einen Freund aus Xinjiang. Wir haben uns stundenlang über die Situation dort unterhalten. Er erzählte mir, dass Xinjiang in Turbulenzen und Unruhe geraten wäre, hätte die Regierung keine wirksamen Massnahmen zur Bekämpfung terroristischer Aktivitäten ergriffen. Bezüglich der Schulungs- und Ausbildungszentren sagte er, dass die Darstellung in den westlichen Medien, diese Zentren seien neuartige KZ, reiner Klatsch und Tratsch sei. Alle Ausbildungszentren seien öffentlich zugänglich. Die Bevölkerung begrüsse ja das Leben in einer sicheren Gesellschaft.

Dank der zunehmenden Stabilität in Xinjiang unternehmen zahlreiche chinesische und ausländische Touristen Reisen nach Xinjiang. Dort geniessen sie höchstpersönlich die einzigartige Landschaft der Grenzgebiete und die Traditionen verschiedener ethnischer Volksgruppen. Auch die wirtschaftliche und soziale Entwicklung können sie direkt vor Ort erleben. Der Tourismus entwickelt sich zum wesentlichen Wachstumsfaktor der lokalen Wirtschaft. Im Jahr 2018 kamen mehr als 150 Millionen Touristen nach Xinjiang, darunter auch mehrere Diplomaten und ausländische Journalisten.

Als chinesischer Botschafter in der Schweiz möchte ich hiermit Journalisten, die objektiv über Xinjiang berichten wollen, zu einem Besuch in Xinjiang einladen. Daten und Fakten sind aussagekräftiger als leere Worte, und ich hoffe, dass die vernünftigen Menschen sich all der Gerüchte zu erwehren wissen.



Botschafter Geng Wenbing ist ausserordentlicher und bevollmächtigter Botschafter der Volksrepublik China in der Schweiz. Aus Anlass des 70. Geburtstags der Volksrepublik schreibt er auf Einladung der Weltwoche zwölf Kolumnen mit freier Themenwahl.

Trump: Konsistent inkonsistent

Von Hansrudolf Kamer — Die USA streben die Denuklearisierung Koreas an und wollen eine iranische Atombombe verhindern. Die Mittel sind dabei die gleichen, doch der Präsident bleibt instinktmässig unberechenbar.



Nukleare Non-proliferation ist eine dornenvolle Sache. Seit es sie gibt, haben immer mehr Staaten Atomwaffen entwickelt. Andere haben darauf verzichtet oder sie «zurückgegeben». Die letzten «Proliferanten», der Iran und Nordkorea, sind unterschiedlich unterwegs. Beide stehen aber unter Druck, atomar abzurüsten.

Was daraus wird, weiss niemand. Misslingt das Vorhaben, was gut sein kann, führt dies aber nicht automatisch zum Krieg. Einer, der dies schnell erkannt hat, ist der amerikanische Präsident Trump. In den letzten Tagen unternahm er Unvorhergesehenes: Er überschritt als erster US-Präsident die Waffenstillstandslinie und betrat nordkoreanischen Boden, um mit seinem «Freund» Kim Jong Un händeschüttelnd zu posieren.

Das Adjektiv «historisch» fliesst den Medien leicht aus dem Computer, wie auch das nicht minder banale «Geschichte schreiben». Der Präsident ist indes weder Historiker noch sonst wie auf die Ewigkeit fixiert, sondern ein Politiker, der pragmatisch und kurzfristig handelt. Hierin unterscheidet er sich nur wenig von andern.

Nach dem Rendezvous mit Kim wurde bekannt, dass die Gespräche über die nukleare Abrüstung wiederaufgenommen würden. Mehr war da nicht, nur ein Klima des Wohlgefühls breitete sich über die westliche Hemisphäre aus. Die Börsen dankten es Trump.

Wenige Tage zuvor hatte er im letzten Moment – als die Kampffjets bereits in der Luft waren – einen militärischen Vergeltungsschlag gegen den Iran abgeblasen. Der Iran hatte eine amerikanische Aufklärungsdrohne über dem Persischen Golf abgeschossen, und Falken wie Tauben in Washington verlangten, Amerika müsse etwas tun und nicht nur einen Flugzeugträger-Kampfverband in die Region verschieben. Trump liess sich nicht beirren, erklärte nur, er habe unverhältnismässig viele Todesopfer verhindern wollen.

Dann war der Präsident noch damit beschäftigt, gegen China einen Handelskrieg zu führen, wie Medien seine Verhandlungen mit dem Reich der Mitte zu benennen pflegen. Am G-20-Gipfel in Osaka traf er aber seinen lächelnden Hauptfeind Xi Jinping, und mit gütiger Mit-

hilfe des grossen Führers wurden die Spannungen entspannt. Mit dem Russen Wladimir Putin scherzte Trump ebenso entspannt, er solle doch bitte darauf verzichten, sich in die Wahlen einzumischen. Der allgemeine Entrüstungsturm legte sich schnell.

Hätte ein demokratischer Präsident wie Jimmy Carter (der seinerzeit in Wien den Sowjetführer Leonid Breschnjew küsste), Bill Clinton oder Barack Obama im Zeitraum von nur zwei Wochen Ähnliches unternommen, wäre er von den Republikanern als Verräter gebrandmarkt worden. Doch den 45. Präsidenten ficht solches nicht an. Er beherrscht die Schlagzeilen und folgt in der Aussenpolitik seinem eigenen Instinkt.

Und der liegt nicht immer falsch. Der Iran hat im Gegensatz zu Nordkorea keine Atomwaffen und erklärt auch immer wieder, er habe nicht die Absicht, welche zu entwickeln. Trump spürt, dass der Iran schwächer ist, als ihm seine Experten in Washington einreden wollen. Im letzten Wahlkampf versprach er, aus dem Atom-Deal auszusteigen, weil er ihn als unvorteilhaft für Amerika und als Resultat der unfähigen Verhandlungsführung des damaligen Aussenministers John Kerry betrachtete.

Auch gegenüber Teheran hat Trump ein Gesprächsangebot gemacht, was die Führung

aber ablehnte. Deshalb verschärft Trump die Sanktionen, unterstützt und bewaffnet die regionalen Nachbarn. Der Iran versucht es mit Gegendruck, indem er ankündigt, er steigere die Uran-Anreicherung. Das Kalkül ist vermutlich, dass Trump zwar drohe, aber nicht beisse und schliesslich die Sanktionen abbauen werde als Gegenleistung für die Aufnahme von Verhandlungen.

Für die Präsidentenwahlen 2020 will Trump Ruhe an der aussenpolitischen Front und sicher keinen Krieg im Mittleren Osten. Der Iran spekuliert darauf, dass er bei Bedarf Kriegsbefürchtungen nur rechtzeitig anheizen muss, um Amerika gefügiger zu machen.

Amerikas Interessen

Provokation ist dafür ein bewährtes Mittel. Doch Trump hat bewiesen, dass er sich nicht mehr einfach provozieren lässt. Von allfälligen Turbulenzen am Erdölmarkt sind eigentlich nur noch die Europäer und vielleicht China betroffen, während die Amerikaner und ihre Freunde am Golf ruhig schlafen können. Der Iran hat die schlechteren Karten.

Trump ist Realist genug, um auch mit weniger appetitlichen Gegenspielern ins Geschäft zu kommen, wenn es Amerikas Interessen dient. So kann er seine Druck-Strategie mit Sanktionen in Nordkorea und im Iran weiterverfolgen. Diese ist im Übrigen differenziert. Trump will weder einen Kollaps Nordkoreas noch einen blutigen Regimewechsel in Teheran.

Aussenpolitische Orthodoxie verlangt Konsistenz und Berechenbarkeit. Trump praktiziert das Gegenteil. Dabei sind seine Ziele immer gut erkennbar. Schlechter als viele seiner Vorgänger schneidet er damit nicht ab.



Provokation als bewährtes Mittel: Präsidenten Kim (l.), Trump.



Traum eines besseren Lebens: ertrunkene Migranten Óscar und Valeria Martínez.

Ein Bild und seine Geschichte

Das Foto eines im Rio Grande ertrunkenen Vaters mit seiner Tochter sorgte weltweit für Entsetzen. Es wurde zum Schandmal für die «grausame Politik» der Trump-Regierung. Neue Informationen lassen die Tragödie des gescheiterten Grenzübertritts in anderem Licht erscheinen. *Von Urs Gehrig*

«Mit der Zeit stumpfst du ab, aber wenn du so etwas siehst, erwachen deine Gefühle wieder», sagt Fotografin Julia Le Duc über das Bild, das sie am Rio Grande geschossen hat.

Es ist das Bild von Óscar Alberto Martínez Ramírez, 25, und seiner Tochter Valeria, 23 Monate. Die Kleine hat ihr rechtes Ärmchen um den Hals des Vaters geschlungen. Der Vater hat sie unter sein T-Shirt gesteckt, damit der Fluss sie nicht mitreisst. Jetzt liegen sie reglos am Ufer des Rio Grande. Ertrunken beim Versuch, in die USA zu schwimmen.

Als Le Ducs Bild am 25. Juni veröffentlicht wurde, wurde es schlagartig zur Metapher für die «Grausamkeit» eines Präsidenten (Donald Trump) und dessen «unmenschliche» Politik. Es erinnert an das Bild des dreijährigen syrischen Flüchtlings Aylan Kurdi, dessen Leiche 2015 an der Küste von Bodrum angeschwemmt wurde. Wie damals orten Koryphäen der Foto-

grafenzunft in Le Ducs Bild monumentale ikonografische Kraft. «Die ätzende Fotografie [...] zeigt die Gefahren, welchen die meisten mittelamerikanischen Migranten ausgesetzt sind, die vor Gewalt und Armut fliehen und auf Asyl in den USA hoffen», schreibt die Agentur AP im Begleittext zum Bild ihrer Fotografin.

Simple Erzählmuster

Gewalt – Armut – Hoffnung – Flucht – Tod. Flüchtlingstragödien sind Fünfkakter nach diesem Erzählmuster. Und der Bösewicht ist immer der Herrscher im gelobten Land, an dessen Grenzen Hoffnung und Leben erlöschen.

Inzwischen wurden Óscar und Valeria beigelegt, die Medien-Karawane ist weitergezogen. Derweil wurden täglich neue Einzelheiten bekannt, die sich langsam zu einem komplexen Ganzen fügen, welches das simple Erzählmuster sprengt.

Óscar und dessen Frau Tania Vanessa Ávalos stammten aus einem Vorort von San Salvador, der Hauptstadt El Salvadors. Mit ihrer Tochter wohnten sie bei Óscars Mutter. Beide hatten eine Arbeit, in einer Pizzeria und an der Kasse in einem Restaurant. Der Lohn reichte zum Leben, aber nicht für ein eigenes Dach über dem Kopf. Also wollten sie in den USA ihr Glück versuchen.

Sie habe ihren Sohn beschworen, die Heimat nicht zu verlassen, sagte Óscars Mutter, Rosa Ramírez, der Presse. Sie seien doch in der Lage, «ein anständiges Leben in unserer Heimat zu führen». Und wenn er schon gehen wolle, solle er wenigstens die kleine Valeria in ihrer Obhut lassen.

Ihr Flehen blieb wirkungslos. Anfang April zog Óscar samt Familie los. Am Sonntag, dem 23. Juni, erreichten sie die nordmexikanische Grenzstadt Matamoros am Rio Grande. Dort

haben sie gemäss Augenzeugen das US-Konsulat aufgesucht, um Visa zu beantragen. Es ist nicht klar, was danach geschah. Jedenfalls hatte Óscar noch im Verlaufe des Sonntags den fatalen Entscheid getroffen, den Rio Grande mit seiner Tochter zu überqueren.

War es die lange Warteliste auf dem Konsulat, die ihn dazu bewogen hat? Oder das Bewusstsein, dass seine Familie keine Chance auf Asyl hatte? Gemäss US-Gesetz haben nur Flüchtlinge Anrecht auf Asyl. Ein «Flüchtling» ist eine Person, die «wegen Verfolgung oder einer begründeten Angst vor Verfolgung aufgrund von Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder politischer Meinung ausserstande ist», in ihr Heimatland zurückzukehren.

Óscar und seine kleine Familie waren keine Flüchtlinge. Sie litten weder unter Verfolgung noch unter Bandenkriegen. Es war der Traum vom Eigenheim und von einem besseren Leben, der sie nach Norden trieb. In den Worten der Mutter: «Sie hofften, ein paar Jahre dort [USA] zu bleiben und für ein Haus zu sparen.»

Menschen wie Óscar gibt es Millionen. Wer verstehen will, warum sie illegal in die USA eindringen, muss dreierlei wissen. Erstens ist die Grenze entlang des Rio Grande über weite Strecken kaum oder nicht bewacht. Zweitens lässt sich der Fluss an vielen Stellen einfach überqueren. Drittens reicht es, einen Fuss auf US-Boden zu setzen, um Asyl zu beantragen. Das heisst nicht, dass man auch Asylstatus erhält. Aber einmal im Land, immer im Land. So lautet die Praxis. Die Zahl der bekannten Illegalen in den USA liegt bei zehn Millionen. Migrationsexperten gehen davon aus, dass es in Wirklichkeit doppelt so viele sind.

Kinder als Türöffner

Siebzig Prozent der illegalen Einwanderer kommen im Familienverbund. Auch das hat seinen Grund. «Bei weitem der wichtigste <Anziehungsfaktor> ist die aktuelle Praxis», nach der Migranten mit Kindern privilegiert behandelt werden, schreibt ein überparteilicher

Beirat des Ministeriums für innere Sicherheit (Homeland Security) in einem aktuellen Lagebericht («Final Emergency Interim Report»).

Kinder sind Türöffner. Und als solche auch ein Geschäft. Als ich vor ein paar Wochen die Grenzstadt McAllen, Texas, besuchte, erklärte mir die Border Patrol, jenseits der Grenze, in Mexiko, gäbe es einen Handel mit Leihkindern. Der Vorsteher der Homeland Security, Kevin McAleenan, gab bei einem Hearing im Kongress im Juni erstmals Details darüber bekannt. Bei einem Pilotversuch mit DNA-Analysen habe man festgestellt, dass 15 Prozent der illegal eingewanderten «Väter» nicht mit dem in ihrer Obhut reisenden Kind ver-

Ein 51-Jähriger gestand, dass er für 80 Dollar ein Baby für den Grenzübertritt ausgeliehen habe.

wandt waren. Er nannte das Beispiel eines 51-Jährigen, der gestand, dass er für 80 Dollar ein sechs Monate altes Baby für den Grenzübertritt ausgeliehen habe.

283 Menschen fanden letztes Jahr den Tod beim illegalen Grenzübertritt in die USA. Jeder Tote ist eine Tragödie, wie jene von Óscar und der kleinen Valeria. Doch kaum einer lässt sich davon abschrecken. Gemessen an der Gesamtzahl der illegalen Einwanderer, ist das Risiko zu sterben, extrem klein. 144 000 illegale Grenzgänger wurden allein im Monat Mai aufgegriffen. Die US-Grenzschutz ist hoffnungslos überfordert. Die Folge sind überfüllte Auffanglager, die – wie in den vergangenen Wochen täglich – weltweit negative Schlagzeilen generieren.

Widerworte aus El Salvador

Der Schuldige für das Schlamassel ist rasch genannt: Trump, natürlich! Dass sich die Demokraten im Kongress während Jahren querlegten und Gelder für den Ausbau der Auffangzentren verweigerten, wird gerne ausgeblendet. Es passt nicht ins Bild des «hässlichen» Präsidenten und seiner «menschenfeindlichen» Politik.

Einer macht eine Ausnahme: Nayib Bukele, der neue Präsident von El Salvador. In einem Interview mit der BBC, das letzte Woche veröffentlicht wurde, sagte er zum Tod von Óscar und Valeria: «Wir können jedem anderen Land die Schuld geben, aber was ist mit unserer Schuld? Aus welchem Land sind sie geflohen? Sind sie aus den Vereinigten Staaten geflohen? Sie flohen aus El Salvador, sie flohen aus unserem Land. Es ist unsere Schuld.»



Inside Washington

Detektiv Trump

Der US-Präsident zählt sein Volk – und stellt eine explosive Frage.

Alle zehn Jahre ist die US-Regierung verpflichtet, eine vollständige Zählung aller Personen durchzuführen, die sich rechtmässig oder illegal im Land aufhalten. Die Anzahl der Kongressbezirke, der Mitglieder des Kongresshauses, Bundesgelder und eine Reihe andere staatliche Zuschüsse hängen vom detaillierten demografischen Bericht ab. Zum Entsetzen seiner politischen Gegner will Präsident Trump neu eine simple Frage in den Zensus aufnehmen: «Sind Sie amerikanischer Staatsbürger?»

Auf einer Pressekonferenz in San Francisco warf die demokratische Mehrheitsführerin im Repräsentantenhaus, Nancy Pelosi, Trump vor, die Staatsbürgerschaftsfrage zu nutzen, um «Amerika wieder weiss zu machen». Darüber besorgt, dass illegale Einwanderer sich weigern werden, teilzunehmen, wenn sie nach ihrer Staatsangehörigkeit gefragt werden, warf sie Trump vor, er wolle «sicherstellen, dass Menschen, bestimmte Menschen» – weisse Menschen – «gezählt werden». Viele Beobachter waren über Pelosis Andeutung verblüfft, dass nur Weisse US-Staatsbürger sind. Laut der letzten Volkszählung 2010 machen Nichtweisse etwa 40 Prozent der gesamten US-Bevölkerung aus – eine Zahl, die stetig zunimmt.

Derweil stellt eine neue Umfrage des *Economist* fest, dass eine Mehrheit der Amerikaner die Antwort auf die Staatsbürgerschaft wissen will. Trump steht vor rechtlichen Hürden und unter Zeitdruck, um die Frage einzufügen, bevor der Fragebogen in Druck geht. Berichte, er müsse auf die Staatsbürger-Frage verzichten, nennt der Präsident «FAKE!». Generalstaatsanwalt Bill Barr hat angekündigt, dass er einen «Weg» gefunden habe, die Frage in den Zensus aufzunehmen.

Trump verspricht: «Wir machen Ernst, wir müssen, wegen der Bedeutung der Antwort auf diese Frage» – ein Geheimnis, das #Resistance, eine Allianz von Trump-Hassern, nicht lüften will. Amy Holmes



Den Sohn zum Bleiben beschworen: Rosa Ramírez.



Ein Happyend ist das nicht: Oscar-Preisträger Kevin Spacey als Francis Underwood in «House of Cards».



Ikone der Woche

Abgespaced

Von Michael Bahnerth

Schwer zu sagen, wann die USA begonnen haben, eine hysterische Nation zu sein. Seit J. Edgar Hoover? Lee Harvey Oswald? Chruschtschow? Saddam Hussein? Mohammed Atta? Putin? Seit dem Spaceshuttle? Seit Clinton eine Zigarre an Lewinskys Lustgröttchen anfeuchtete? Seit Harvey Weinstein und #MeToo?

Erinnert sich noch jemand an Kevin Spacey? Den 59-jährigen Schauspieler, zweifachen Oscar-Preisträger, Francis Underwood in «House of Cards»? Als Schauspieler starb er Ende Oktober 2017, Todesursache war die amerikanische Hysterie. Ein mittelmässiger Schauspieler, Anthony Rapp, der sich mit Rollen bei «Star Trek» über Wasser hielt, wollte sich endlich mitteilen und an der offenbar kollektiven kathartischen Wirkung von #MeToo teilhaben, weil er sich «erwacht» fühle. Das war der Anfang vom Untergang Spaceys. Rapp beschuldigte 2017 Spacey in einem Interview, er habe ihn 1986 in besoffenem Zustand angegrapscht, also sexuell belästigt. Das Ganze sei in Spaceys New Yorker Appartement vorgefallen. Spacey soll dort eine Party gegeben haben, Rapp war der einzige Minderjährige. Er langweilte sich, ging in Spaceys Schlafzimmer und schaute TV, und als ihn das langweilte, wollte er gehen, aber da stand dann Spacey im Türrahmen. Er soll den Jungen hochgenommen und aufs Bett getragen und sich bekleidet auf ihn gelegt haben. Spacey war damals 26 Jahre alt. Rapp konnte sich von der Last und Lust Spaceys offenbar befreien und ging damals vor dreissig Jahren einfach nach Hause.

Spacey liess nach den Anschuldigungen auf Twitter verlauten, wenn das so gewesen sei, täte ihm das leid. Er entschuldigte sich vorsorglich für das «unangemessene betrunkene Verhalten», könne sich aber leider nicht mehr daran erinnern, nicht mal mehr an die Party so richtig. Gleichzeitig outete er sich in diesem Tweet als Bisexueller, der sich nun entschlossen habe, als schwuler Mann zu leben, eine Gleichzeitigkeit, die bei Menschenrechts- und LGBT-Organisationen nicht gut ankam, weil Spacey indirekt einen Zusammenhang zwischen sexueller Übergriffigkeit und Homosexualität konstruiert habe.

Zivilklage fallengelassen

Es vergingen nicht Wochen, sondern nur Tage, und dann war Spacey zuerst seine Paraderolle als Francis Underwood los. Netflix liess ihn schneller fallen als ein Glied nach der Ejakulation braucht, um auf Normalgrösse zu schrumpfen. Rapp, so wurde auf allen Kanälen fast schon onaniert, soll kein Einzelfall gewesen sein, und es sei in der Branche bekannt, dass Spacey mit

ein paar Drinks intus zum Grabscher neige. Vielleicht, weil er von seinem Vater missbraucht worden war.

Im April 2018 nahm die Staatsanwaltschaft in Los Angeles Ermittlungen gegen ihn auf, weil er auch 1992 irgendjemanden angefummelt hätte; das Verfahren dieser verjährten Tat ist noch hängig. Im Sommer desselben Jahres kam Spaceys bislang letzter Film in die Kinos, «Billionaire Boys Club» hiess die 15-Millionen-Dollar-Produktion, die am ersten Wochenende 600 Dollar einspielte. Das war «The End» für den Schauspieler Kevin Spacey.

Immer noch ist 2018 und #MeToo, es ist Dezember mittlerweile, Spacey wird erneut angeklagt. Opfer soll der 21-jährige William Little sein, ein Barkeeper, der Spacey ein paar Drinks eingoss, als dieser ein wenig trinken wollte. 2016 im Sommer soll es gewesen sein auf der Insel Nantucket, Massachusetts. Da waren irgendwann nur noch leere Gläser, Spacey und der Barkeeper, der hoffte, er würde jetzt endlich das Selfie mit Spacey kriegen. Er war richtig geil auf das Foto, es soll Videos und Textnachrichten an seine Freundin gegeben haben, in denen er schreibt: «Oh, Süsse, dieser Schwule hat mir sicher bereits acht Mal an den Pimmel gefasst.» Zweieinhalb Jahre später erzählt Little die Geschichte einem Staatsanwalt.

Bereits vor ein paar Tagen hatte Little die Zivilklage gegen Spacey ohne Angabe von Gründen fallengelassen. Für den Gerichtsprozess hätte Little bis zum 21. Juni 2019 das Handy mit den Textnachrichten und Videos als Beweismaterial beim Gericht hinterlegen sollen. Jetzt ist das Handy plötzlich verschwunden und die Nachrichten und Videos sind auf keinem Server, auch nicht auf jenem der Polizei.

Little sagt, er hätte das Handy nie von der Polizei zurückbekommen, die Polizei sagt das Gegenteil. Sein Vater sagt, die Polizei lüge, die Mutter sagt, ja, sie habe ein paar Fotos und so gelöscht, damit ihr Sohn ein wenig besser dastehe, wenn das so öffentlich würde.

Auf alle Fälle ist das Telefon weg und mit ihm, so vermutet Spaceys Anwalt, auch jene SMS, die zeigten, dass es sich um «einen einvernehmlichen Flirt» zwischen Spacey und Little gehandelt haben soll. Little bestritt zuerst, Daten gelöscht zu haben, verweigerte später aber die Aussage darüber. Es sieht im Moment so aus, als ob die Anklage fallengelassen werden könnte. Spacey wäre dann ein Mann, der bis dato zumindest nie wegen sexueller Belästigung verurteilt worden ist, aber behandelt wird, als ob er schuldig wäre. Ein Happy End ist das nicht, und die Klauen der amerikanischen Hysterie werden ihn weiter fest im Griff haben.

Der doppelte Keller

Gottfried Kellers Herz schlug links, doch seine Haltung war die eines Konservativen, der die Schweiz bewahren wollte, wie sie sich seit dem Sonderbundkrieg konstituiert hatte. Ein Widerspruch? Höchstens an der Oberfläche. *Von Thomas Hürlimann*



Ein pathologischer Fall? Jahrhundert-Dichter Keller.

Nach dem frühen Tod des Vaters hing der kleine grüne Heinrich im Estrich des Elternhauses an einer Fensterluke und beobachtete, «wie nach und nach alles in graue Schatten sank, bis zuletzt nur noch der goldene Wetterhahn funkelte». Plötzlich glaubte er, «dass dieser Hahn Gott sei». Er sprach mit niemandem darüber, aber fortan wusste er: Ihm offenbarten sich Dinge, die wirklicher waren als ein Stuhl oder ein Tisch. Das galt auch für den toten Vater. In Heinrichs Erinnerung war der Abwesende anwesend – das erlebte er im Estrich, wenn er ins Weite träumte, über die fernen Schneeberge hinaus.

Zwischen Goethe und Gorki

Aber das Elternhaus hatte auch eine Küche, und hier hielt sich die strenge Frau Lee, Heinrichs Mutter, an das protestantische Kochbuch für den Kanton Zürich. Zu «schwarzer Schulsuppe» gab es «das gesunde Brot der Vorwürfe des Gewissens» – ohne Butteraufstrich, wie Keller betont. An diesem Brot sollte er «ein Leben lang kauen», und so viel er von der Suppe in sich hineinwürgte, der Teller blieb immer voll.

Der grosse Kollege Keller hat die Maxime aufgestellt, «über dem Gegenstand niemals breit zu werden». Fassen wir uns also kurz. Es gab zwei Gottfried Keller, einen Estrich-Keller und einen Küchen-Keller. Der Estrich-Keller war der Gläubige, der Fromme, der Träumer, der Fantast, der Romantiker. Er glaubte an Wunder und erlebte sie auch. Durch die Augen, seine «lieben Fensterlein», flossen Bilder vom fernen Abendfeld in ihn hinein, blaue Blumen und goldene Sterne.

Der Küchen-Keller hingegen war Realist. Er empfand die Religion, den Zwinglianismus, als eine innere Gerichtsinstanz, die ein Leben lang gegen ihn prozessierte. Nie ein Freispruch. Kau an deinem Gewissensbrot. Löffle die Schulsuppe. Dulde.

Beide Gottfried Keller wurden berühmt. Der Küchen-Realist schaffte es in die Ahnengalerie der marxistischen Literatur und wurde von einem Georg Lukács für die «plebejischen» Gestalten und die «Widerspiegelungen der gesellschaftlichen Prozesse» hoch gelobt. Im Bücherregal des Sozialismus war Keller zwischen Goethe und Gorki eingereiht, und so ist es kein Zufall, dass er mir nicht im Deutschunterricht an der Stiftsschule Einsiedeln, sondern – ich war damals Student in

Westberlin – in der Ostberliner Karl-Marx-Buchhandlung begegnet ist.

Allerdings habe ich mich dann hauptsächlich für den anderen Keller interessiert, den Estrich-Träumer, der es so wunderbar verstand, das Gewöhnliche ins Aussergewöhnliche, das Sinnliche ins Übersinnliche zu erhöhen. Analog zum Schöpfer schuf der Dichter eine eigene Welt, ein eigenes Selbst, den grünen Heinrich, der in beiden Fassungen des monumentalen Romans eine faszinierende Doppelfigur ist, ein Ich und sein Schatten. In der Erstfassung wird zuerst in der Ich-Form erzählt, dann wird das Ich verabschiedet, und wir erfahren in der Er-Form, wie das Leben des grünen Heinrich weitergeht, wie er unglücklich heimkehrt nach Zürich und einzieht in die Schattenwelt.

Die beiden Perspektiven zeigen, dass Kellers Weltsicht sowohl ästhetisch wie gesellschaftspolitisch eigen war, ungewöhnlich. Walter Benjamin: «Alle Bücher dieses Mannes gehören zu den zweideutigsten und gefährlichsten Produkten der Literatur. Gefährlich ist dieses Zwei-

Der Estrich-Keller war der Gläubige. Er glaubte an Wunder und erlebte sie auch.

deutige, weil es sich dem ordnenden Zugriff entzieht», weil es «ein den herrschenden Strukturen nicht integrierbares Anderes enthält». Das nicht integrierbare Andere war er selbst, der doppelte Keller, der als romantischer Estrich-Keller seine schönsten Geschichten schrieb, etwa «Spiegel, das Kätzchen. Ein Märchen», und als Küchen-Keller seine düstere Jugend verarbeitete: den Rausschmiss aus der Schule, den Frondienst als Kopist, die Armut, die Not, die Schuldenlast – auch im Finanziellen.

Es geschah in Heidelberg

Eine Zwischenbemerkung. Benjamins grandiose Charakterisierung von Kellers Dichtung entnahm ich dem «Gottfried Keller – Handbuch», herausgegeben von Ursula Amrein. Das Buch ist eine wahre Schatztruhe und enthält alles, was man sich in Sachen Keller nur wünschen kann: Daten zur Biografie, Angaben zur Werkgenese, zur Zeitgeschichte, zur Rezeption, zur Wirkung. In Amreins Handbuch fand ich zahllose Belege für den doppelten Keller, denn neu ist dieser Befund nicht – auch Keller selbst hat berichtet, wie der Küchen-Realist dem Estrich-Träumer den Garaus machte.

Es geschah in Heidelberg. Hier hatte der berühmte Heidelberger Kreis (um Bettina und Achim von Arnim, Brentano, Eichendorff) noch einmal den Traum eines katholischen Mittelalters geträumt – gegen die Reformation, gegen die Aufklärung, gegen den Siegeszug der Dampfmaschinen und Eisenbahnen. Doch der Altstudent aus Zürich kam zu spät.



Schuldsuppen-Schlürfen: Mutter und Schwester.

Als er in Heidelberg eintraf, waren die Sterne der Romantiker verblasst, die blauen Blumen gepflückt, poetische Lieder, Märchen, Sagen nicht mehr aktuell.

Aktuell war der radikale Antireligionsphilosoph Ludwig Feuerbach. Keller hatte ihn erst kürzlich verrissen, aber «hopsa!», wie es im «Grünen Heinrich» heisst, nun sass er bei Feuerbach am Kneipentisch und fand durch dessen Vorlesungen einen neuen Zugang zum Diesseits – zu einem Diesseits, das kein Jenseits mehr hat. Damit erloschen die Träume in der Dachstube, als hätte jemand den Schalter ausgeknipst. Keller gab seinen Glauben an Wunder, an die Transzendenz, an eine ferne Heimat auf. Nun war er überzeugt: Mit dem

Literatur-Extra

- 58 **Der doppelte Keller**
Gottfried Kellers zwei Herzen
- 61 **Schweizer Klassiker**
Die Gedanken des jungen Keller
- 62 **Literatur und Liebe**
Markus Gassers «Launen der Liebe»
- 64 **Verbotene Sehnsucht**
Lea Singers «Klavierschüler»
- 65 **Weibliche Triebzone**
Leila Slimanis Neuling
- 66 **Wir werden immer dümmmer**
Woran liegt das?
- 67 **Lesen mit Karin Keller-Sutter**
Der Pestalozzi-Kalender im 101. Jahr
- 67 **Wey:** Müder Euro

Tod ist alles aus. Nach uns das Nichts. «Ich machte Tabula rasa», bekannte er. Der Küchen-Keller knüpfte den Estrich-Keller an einem Dachbalken auf.

Bald musste er feststellen, dass er seine Gewissensinstanz unter dem wilden Revoluzzerbart in der breiten Brust mit sich herum-schleppte, weshalb sie mit dem abgeschafften Jenseits nicht verschwand, sondern noch mächtiger wurde, noch rigoroser. Mit dem Dichten wollte es auch nicht mehr so recht klappen. Damals schrieb er an der ersten Fassung des «Grünen Heinrichs», und ganz ohne Romantik kann man beim besten Willen nicht von der Liebe erzählen. Zudem wurde ihm Feuerbach, der Weiberhasser und Zyniker, immer unsympathischer. Im Roman wird er als «Vogel» charakterisiert, «der mit einem tiefen, monotonen Gesang den Gott aus der Menschenbrust wegsingt». Ein atheistischer Bass-Vogel! – da hörte selbst für den Küchen-Realisten der Spass auf. Er schnitt den im Estrich hängenden Träumer vom Strick, und zu zweit zogen sie weiter, jeder als Schatten des andern, von Heidelberg nach Berlin.

Dort gelang es Keller, seinen Roman in jahrelanger Schweissarbeit fertigzustellen. Allerdings war es nur die erste Fassung, im Alter wird er den Roman ein zweites Mal schreiben, und wenn es ein Symbol für Kellers Doppelung gibt, dann ist es der «Grüne Heinrich» – ein Gesamtkunstwerk aus zwei Bänden, die beide denselben Titel haben und mit den gleichen Figuren die gleiche Geschichte erzählen – ein Roman und sein Schatten.

Dominator Alfred Escher

1855 kehrte Keller nach Zürich zurück, wo er bei Mutter und Schwester seine sechs bittersten Jahre verbrachte, ohne Job, ohne Einkommen, ein überflüssiger Esser am Küchentisch, verurteilt zum lebenslänglichen Schuldsuppen-Schlürfen und Gewissensbrot-Kauen.

Seine Rettung war ein Wunder, zumindest ein politischer Coup: Der nach bürgerlichen Massstäben gescheiterte Dichter, der in radikal linken Immigrantenkreisen verkehrte, wurde am 14. September 1861 vom Regierungsrat des Standes Zürich in das Amt des Ersten Staatsschreibers berufen.

Eine Sensation war dies schon deshalb, weil die acht Regierungsräte samt und sonders der von Keller bekämpften liberalen Partei angehörten. Und nicht genug damit: Der freche Keller hatte den Dominator dieser Regierung, Alfred Escher, immer wieder persönlich angegriffen – obwohl der einer seiner Förderer war. Escher sah grosszügig darüber hinweg, und so konnten zwei Männer im besten Alter, beide 42, die sich bisher als Antipoden verstanden hatten, eine Verbindung eingehen: Alfred Escher, ein liberaler Krösus, Gönner, Diplomat, Banken- und Eisenbahnmogul, und Gottfried Keller, ein Revolutionär und Schmarotzer. >>>

In seinem Buch «Das Ende von Seldwyla» behauptet Kurt Guggenheim, der Begriff «herrschendes System» stamme ursprünglich von Keller, und zwar aus einer Polemik gegen Eschers «unsittliche Verquickung von wirtschaftlichen Interessen und politischer Macht». Hatte das «herrschende System» seinen sprachmächtigsten Kritiker einverleibt, um ihn mundtot zu machen? Nicht nur – Alfred Escher (nachzulesen in der spannenden Biografie von Joseph Jung) wollte die junge Republik, die zwischen 1798 und 1848 von der dreizehnörtigen Eidgenossenschaft zu einem Bundesstaat geworden war, mit einer Edelfeder schmücken. Ersah in Keller den geeigneten Mann, um die von lauter Monarchien umschlossene Demokratie über die Grenzen und über die Gegenwart hinaus kenntlich zu machen.

Eine zweite Zwischenbemerkung. Keller hat sich oft in Situationen verwickelt, die exemplarisch das Tragische oder Komische der menschlichen Existenz ausdrückten. Da lag es für später geborene Autoren nahe, sich aus der Überfülle von Keller-Szenen zu bedienen und ihn auf die Bühne oder in einen Roman zu bringen. Ein Stück von Adolf Muschg, «Kellers Abend» – Werner Düggelin hat es 1975 an den Basler Theatern uraufgeführt – zeigt die letzte Nacht des Revolutionärs, und Kurt Guggenheim erzählt in «Das Ende von Seldwyla» vom nächsten Morgen:

«Höre mich an, Gottfried», sagt da Regierungsrat Hagenbuch, als der böse verkaterte neue Staatsschreiber um zehn noch nicht zum

Viele Interpreten neigen dazu, die fünfzehn Amtsjahre als Fron und Unglückszeit zu definieren.

Dienst erschienen war, «wenn du so weitermachst, gehst du unter im Dunkel. Das ist nur noch ein Scheinleben, das du führst.»

«Und Sie glauben, Herr Regierungsrat, wenn ich oben in der düsteren Staatskanzlei sitze, Akten studiere, Protokolle führe, Pässe ausstelle, das sei das eigentliche Leben?»

«Das Leben in diesen Papieren ist ebenso eigentlich wie das Leben in den Papieren, auf die Sie den «Grünen Heinrich» geschrieben haben! In der Staatskanzlei oben sitzen Sie an der Quelle unseres Gemeinschaftslebens, alles läuft dort zusammen, Geburt, Heirat, Tod.»

Öffentliche Doppelrolle

Beide Autoren, Muschg wie Guggenheim, haben den Übergang des revolutionären Dichters zum konservativen Beamten gestaltet, und das ist in der Tat eine theatrale Ange-

legenheit. Ab sofort muss Keller seine Doppelrolle öffentlich spielen – erst noch beglaubigt durch das eigene Amt. Er ist in dieser Kunst geübt, deshalb hat er Erfolg. Während der Dichter des «Grünen Heinrichs» und der Novelle «Romeo und Julia auf dem Dorfe» in deutschen Landen allmählich berühmt wird, zieht man in Zürichs Gassen vor dem ehrwürdigen Herrn Staatsschreiber den Hut.

Viele Keller-Interpreten neigen dazu, die fünfzehn Amtsjahre als Fron und Unglückszeit zu definieren. Schon seine linken Freunde unterstellten Keller Opportunismus und verkannten, wie später die Biografen, dass er zeit seines Lebens ein Träumer geblieben ist, auch im Politischen. Sein Herz schlug links, doch seine Haltung war die eines Konservativen, der die Schweiz, wie sie sich seit dem Sonderbundskrieg konstituiert hatte, bewahren wollte. Ein Widerspruch? Höchstens an der Oberfläche. Kellers Schweiz war eine Real-Utopie mit den Hauptstädten Genf und Zürich, die die Verfolgten aus ganz Euro-

pa aufnahmen, etwa einen Bakunin, der eine Schule für Anarchisten betreiben durfte, oder – später – einen Lenin, der im Zürcher Niederdorf die Weltrevolution vorbereitete. Hier wurde frei gedacht. Hier galt die offene Rede. Hier wurde niemand wegen seiner Rasse oder Religion verfolgt (Einschränkungen gab es allerdings für Juden und Jesuiten), und so bekam der kluge Escher recht. Der Erste Staatsschreiber Keller, ein konservativer Revolutionär, verstand es vorzüglich, die aus Bürgerkriegen und Aufständen entstandene Demokratie in einer «Widerspiegelung» (Georg Lukács) glänzen zu lassen.

Damit waren die Jahre des Schweifens – früher im Ausland, dann in den Gastwirtschaften der Vaterstadt – vorerst einmal vorbei. Die Schwermut hat es gern häuslich, und endlich war es Keller möglich, sich seiner Seele gemäss einzurichten – wie seinerzeit in der Kindheit, im «Haus zum goldenen Winkel».

Die Staatskanzlei amtierte im «Steinhaus» an der Oberen Kirchgasse. Das Erdgeschoss diente als Archiv; im ersten Stock befanden sich die Kanzleiräume und das Bureau des Zweiten Staatsschreibers. Im zweiten Stock lag die Amtswohnung des Ersten Staatsschreibers, wo nun eine Kleinfamilie hauste: die strenge Mutter und die unverheiratete Schwester mit Sohn und Bruder Gottfried. Die Mutter, wird im «Grünen Heinrich» erzählt, liess auf dem Herd, in dem sie

aus Abfällen ein mageres Feuer unterhielt, tagaus, tagein die schwarze Suppe köcheln. Der Sohn löffelte sie in sich hinein. Der Teller blieb voll. Trotzdem war sie verdaulicher als früher. Die Republik entgalt die Dienste des Staatsschreibers mit freier Wohnung, Licht, Holz und dem festen Jahresgehalt von 1750 Franken. Nun konnte er Schuldsuppe und Gewissensbrot selbst bezahlen.

Gewiss, das «Steinhaus» war ein Mausoleum, hier lag sein Dichterleben begraben. Nur noch selten schrieb er private Briefe. Die Poesie war ihm vergangen. Er erfüllte seine Pflicht. Aber der fromme Träumer war nicht tot, dem ging es prima, denn nun hatte er im obersten Stock ein Bureau (und musste sich nicht mehr in den Estrich verdrücken). Hinter einem pompösen Pult sass er im Amtssessel, ein Sitzriese mit Kneifer und Bart, bis zum Mittag in den plüschroten Schlafrock gehüllt, und auf dem Stapel nicht erledigter Akten schnurrte die Katze.

Zu Kellers Aufgaben gehörte das Verfassen der Bettagsmandate. Das waren Verlautbarungen der Kantonsregierung zum Eidgenössischen Dank-, Buss- und Bettag. Sie wurden auf Plakaten und im Amtsblatt publik gemacht sowie von den Kanzeln herab verlesen. Laut Michael Andermatt (im «Keller Handbuch») sollten diese Mandate, auch Briefe genannt, die Bürger über das Weltgeschehen informieren und an die Pflicht gemahnen, Gott gegenüber bussfertig und dankbar zu sein.

Als Kellers Freunde vor die Plakate traten, trauten sie ihren Augen nicht. Hatte der Polemiker Keller früher nicht geschrieben, eine Republik habe kein göttliches «Reichsoberhaupt» nötig? Doch, hatte er. In deutschen Landen galt er als mutiger Feuerbach-Anhänger und atheistischer Dichter. Und auf einmal solche Worte, auf einmal eine Frömmigkeit, die sogar dem Stadtpfarrer Lang zu weit ging? «Etwas Verwickelteres, Geschraubteres, Schwülstigeres», schimpfte Lang von der Kanzel herab, sei noch «keiner regierungsräthlichen Feder entfloßen».

Grossdeutsche Anwandlungen

Irrtum, Herr Pfarrer! Die Bettagsbriefe sind grossartige Texte. Sie danken Gott im Namen

des Rats und der Bürger für die Verschonung von den «verheerenden Todesseuchen» (der Cholera); sie bitten um die «Erhaltung des Weltfriedens» und bekunden Verständnis für all jene, «welche eine gewisse Scheu und Furcht vor dem Neuen und den Folgen des noch Unbekannten haben». Verglichen mit dem Moralschleim, der heutzutage von den Kanzeln tropft, sind diese Worte weder ge-



Ludwig Feuerbach.



Alfred Escher.

schraubt noch schwülstig, sondern wahr und rein und schön. Der Romantiker, der nun nicht mehr im Estrich an der Luke hing, sondern in der obersten Etage wie ein König im Bureau thronte, konnte seinen Traum von einer jenseitigen Welt, von einem Abendfeld, blauen Blumen und glitzernden Sternen in tiefer, wahrer Frömmigkeit weiterträumen.

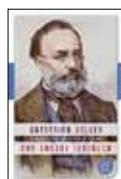
Der andere Keller jedoch, der pünktlich am Küchentisch erschien, wenn die verhärmte alte Mutter die schwarze Suppe auftrug, behauptete

Seine antikapitalistische Agitprop machte ihn im Ostblock zu einem helvetischen Maxim Gorki.

sich ebenfalls. Es kümmerte ihn einen Dreck, dass sein Alter Ego, der politische Romantiker, den mittlerweile abgewählten Alfred Escher als «Erhalter des Vaterlandes» über den Klee gelobt hatte – im «Fähnlein der sieben Aufrechten» schlägt Keller andere Töne an, da wird Escher als «Verderber des Volkes» an den Pranger gestellt: «Lass aber einmal Kerle mit vielen Millionen entstehen, die politische Herrschaft besitzen», ruft der alte Hediger im «Fähnlein» aus, «und du wirst sehen, was die für einen Unfug treiben [...], was er [einer der Kerle] für einen Schaden sie anrichtet.» Das ist antikapitalistische Agitprop und machte Keller im Ostblock zu einem helvetischen Maxim Gorki.

Nein, ein einfacher Mann war er nicht. Zum einen hatte er grossdeutsche Anwandlungen und brachte einmal den Trinkspruch aus, wenn das Deutsche Reich für die Freiheit reif geworden sei, dann sollten seine Grenzpfähle am Gotthard stehen – im Klartext: heim ins Reich! Zum andern war er «euse Göpfi us em Niederdorf», und als er im Tannensarg durch die Gassen getragen wurde, haben Tausende seine Hymne gesungen: «O mein Heimatland! O mein Vaterland! / Wie so innig, feurig lieb' ich Dich!»

Ein pathologischer Fall? Das mögen Berufene entscheiden. Aus meiner Erfahrung kann ich höchstens vermelden, dass mir in Zürich ausnahmslos bipolar auffällige Menschen begegnet sind. Die meisten leben damit. Viele lassen sich einen psychischen Defekt attestieren. Und einer von ihnen hat sich mit seinen zwei Seelenflügeln in eine «Eule» verwandelt, die ihren Platz im Pantheon der Weltliteratur hat: Gott. Fried. Der doppelte Keller.



Leseempfehlung zum 200. Geburtstag Kellers:

Gottfried Keller: Das grosse Lesebuch. Herausgegeben von Thomas Hürlimann. Fischer, 272 S., Fr. 23.90

Thomas Hürlimann ist Schriftsteller. Er lebt in Walchwil ZG.

Klassiker

Wer ein Schweizer ist

Die Gedanken des jungen Gottfried Keller über unsere Nation sind leidenschaftlich und reif zugleich. Seine Definition des Schweizertums ist so aktuell wie je. *Von Christoph Mörgeli*

Die Handschrift liegt wenig beachtet im Nachlass von Gottfried Keller (1819–1890) in der Zentralbibliothek Zürich. Irgendwann in Frühjahr 1841 schrieb sich der Zwanzigjährige seinen Ärger über die Berichterstattung ausländischer Zeitungen von der Seele. Das Manuskript beginnt mit einem umständlichen Satz, den er mit der zornigen Wucht einer Fanfare ausstösst: «Es möchte nicht ganz unpassend für uns junge Schweizer sein, wenn wir in einer Zeit, wo man angefangen hat, unsere Nationalität zu bestreiten, wo man uns geistig zwingen will, unser Vaterland nicht als helvetisches, sondern als deutsches, als französisches, als italienisches zu lieben, wo jeder fade, lumpige Winkeljournalist des Auslandes sich herausnimmt, über die Schweiz einen Mist herauszuschwatzen, der von nichts als von der lichtscheuen Unwissenheit derselben zeugt, wo in jeder Kaffernzeitung die Schweiz und ihre inneren Einrichtungen verhöhnt werden, wenn wir in einer solchen Zeit bisweilen unsere Gedanken nach diesem Vaterlande richten und unsere Gefühle in dem grossen Kampfe der Grundsätze, der gegenwärtig Europa bewegt, zu ordnen suchen.»

Sitten und Gebräuche

Vom Moment an, als Keller den Glauben an einen persönlichen Gott verwarf, übertrug er sein säkulares Weltbild auf Politik und Staat. Lieber als auf das Ideale des Jenseits zu hoffen, wollte er seine Schweiz möglichst zweckmässig einrichten. Würde man nämlich der Bibel folgen, schrieb Keller, so wäre die Menschheit noch immer eine einzige Nation. Dies sei aber in der Realität mitnichten der Fall. Dann beantwortet der Autor die Frage, wer überhaupt ein Schweizer sei. Hier räumt Gottfried Keller kurzerhand auf mit der Vorstellung, echtes Schweizertum habe etwas mit Abstammung, gemeinsamen Ahnen und deren Heldentaten oder mit Blut und Boden zu tun. Nein, ein richtiger Schweizer sei, wer die «Liebe zur Freiheit, zur Unabhängigkeit» pflege, wer eine «ausserordentliche Anhänglichkeit an das kleine, aber schöne und teure Vaterland» fühle. Schweizer sei, wer in fremden, selbst den schönsten Ländern von Heimweh befallen werde. «Wenn ein Ausländer die schweizerische Staatseinrichtung liebt, wenn er sich glücklicher fühlt bei uns als in einem monarchischen Staate, wenn er in unsere Sitten und Gebräuche freudig eingeht und überhaupt sich einbürgert, so ist er ein so guter Schweizer



Schutzgeist: Kellers «Gewitterstimmung», 1842.

als einer, dessen Väter schon bei Sempach gekämpft haben.» Umgekehrt sei kein Schweizer mehr, wer sich in Österreich, Deutschland oder Frankreich bequem eingerichtet habe und mit den dortigen monarchischen Zuständen und der Stellung eines Untertans zufrieden ist.

Dann stellt Keller die beiden grössten deutschsprachigen Dichter nebeneinander. Schiller singe mit glühendem Herzen und feuriger Stimme: «Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und wär' er in Ketten geboren.» Derweil lasse Goethe seinen Tasso in nobler Behaglichkeit sagen: «Der Mensch ist nicht frei geboren, frei zu sein, und für den Edlen gibt's kein grösser Glück als einem Fürsten, den er liebt, zu dienen.» Eines schicke sich nicht für den andern, der eine suche da, der andere dort sein wahres Vaterland.

Dies alles schrieb Gottfried Keller in seiner Münchner Zeit für die Kneipzeitung einer Studentenverbindung. Er wollte damals Kunstmaler werden, erkrankte an Typhus und litt unter Geld-, ja Hungersnot. Viel später, nach seinem Tod, sollte sein so anders gearteteter Schriftstellerkollege Conrad Ferdinand Meyer über Keller schreiben: «Am meisten aber und gewaltig imponierte mir seine Stellung zur Heimat, welche in der Tat der eines Schutzgeistes gleich.»

«Von der flimmernden Nacht umschlossen, gelang ihnen Vollkommenheit»

Verstanden Leuchttürme wie Goethe mehr von der Liebe als ihre Leser? *Von Rolf Hürzeler*

Der englische Schriftsteller Malcolm Lowry schrieb Liebesbrief um Liebesbrief an seine Angebetete – und schickte keinen ab. Seine Ehefrau Jan Gabriel war vor Lowry aus Mexiko weg nach Hollywood geflüchtet, was den Verlassenen fast um den Verstand brachte. Sie war seiner Trinkexzesse überdrüssig und glaubte an der Seite ihres Mannes zugrunde zu gehen: «Immer tiefer glitt er ab in Halluzinationen, schlafwandelte am helllichten Tage durch die Strassen und sah riesige Schildkröten auf dem Rücken zappelnd verbluten.»

Der 52-jährige österreichische Publizist Markus Gasser erinnert in seinem neuen Buch «Die Launen der Liebe» an das Drama von Malcolm Lowry (1909–1957). Gasser meldet sich als Literaturkritiker regelmässig unter dem Titel «Literatur ist alles» auf Youtube zu Wort, um Neuerscheinungen und Klassiker zu besprechen. Einer breiteren Öffentlichkeit wurde er mit dem Buch «Das Königreich im Meer» über den Schriftsteller Daniel Kehlmann bekannt oder mit «Eine Weltgeschichte in 33 Romanen» vor fünf Jahren. Gasser habilitierte an der Universität Innsbruck, wo er zeitweise Vorlesungen hält. Er lebt mit seiner Familie in einem Vorort von Zürich.

Bis zum Ende unglücklich

Nun also «Wahre Geschichten von Büchern und Leidenschaften», wie es im Untertitel des Erzählbandes heisst. Gasser nimmt sich darin der amourösen Verwicklungen bekannter Schriftsteller wie George Eliot, E.M. Forster, Marguerite Duras oder Vladimir Nabokov an: Er vergleicht ihre Beziehungsgeschichten mit autobiografischen Bezügen in ihren Werken: «Als Liebende unterscheiden sich diese Autoren kaum von anderen Menschen. Genauso wenig wie ihre Leser wussten sie, was die Liebe ihrem Wesen nach ist.» Stellt sich die Frage, woher die Neugier des Lesers nach dem Autor kommen soll, auf die das neue Buch Gassers setzt: «Schriftsteller gelten vielen als kleine Stars. Man möchte deshalb wissen, wie sie auf eine Geschichte gekommen sind», sagt er im persönlichen Gespräch.

Zum Beispiel der alkoholranke Malcolm Lowry, der seine Beziehungsunfähigkeit im

Tequila ertränkte. Er setzte sich mit seinem Roman «Unter dem Vulkan» ein literarisches Denkmal, das einer grossen Lesergemeinde bis heute als literarische Selbsterfahrung eines nahezu Wahnsinnigen gilt. Im Mittelpunkt des Romans stehen die Nöte eines britischen Konsuls in Mexiko in den 1930er Jahren, der in den gedanklichen Schwaden des Alkoholismus versinkt. Ähnlich wie Lowry seiner verschwundenen Ehefrau nachtrauerte, verzehrte sich der Konsul nach seiner Geliebten. Da kamen dem Autor Lowry die Liebesbriefe von Jan Gabriel als Material wunderbar zupass, die sie ihm einst geschrieben hatte. Ihre briefliche Hinterlassenschaft sollte literarisch verarbeitet in seinem Roman ihre Wirkung erzielen.

Lowry blieb in der Liebe bis zum Schluss seines Lebens unglücklich. Seine zweite Frau, die Stummfilm-Schauspielerin Margerie Bonner, war ihm zwar verfallen. Aber sie litt noch mehr unter dem schreibenden Monster als ihre Vorgängerin Gabriel und handelte skrupellos. Sie mischte seinen Drinks grosszügige Dosen Sedativa bei – bis Lowry das Zeitliche segnete.

Markus Gasser setzt in seinem Buch auf bekannte Geschichten. Er erzählt die amourösen Verwicklungen indes virtuos als historiogra-

fische Eskapaden von hohem Unterhaltungswert wie beispielsweise die Vernarrtheit von Bettina Brentano (1785–1859) in Johann Wolfgang Goethe. Die eine Generation Jüngere lebte als Leserin in seinen Werken und verzehrte sich nach dem Verfasser. Dieser schätzte sie als eine Art Groupie, aber erwiderte ihre Gefühle nicht, was ihre Liebe noch mehr entfachte: «Sie wollte ihm alle Zeit rauben, die er besass, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und die Herzschräge dazwischen», schreibt Gasser. Bettina Brentano schickte Goethe zahlreiche Briefe, in denen sie keine Zurückhaltung kannte: «Ich überhäufe dich mit Liebkosungen, frage nicht, ob's

dir behagt, setze mich nach angeborener Sitte auf deine Knie, umschlinge deinen Hals, küsse deine Augen, bis du ganz blind bist.» Schüchtern war sie nicht.

Sie kannte die Sprengkraft ihrer Leidenschaft und schrieb ihre Liebesbezeugungen in einen Briefroman um – «Goethes Briefwechsel

mit einem Kinde». Da ihr der Dichter kaum je geantwortet hatte, erfand sie seine Antwortschreiben gleich dazu. Gegen allen gesellschaftlichen Widerstand veröffentlichte Bettina Brentano das Buch nach Goethes Tod, als sie längst mit Achim von Arnim verheiratet war. Das Werk wurde sogleich zu einem Riesenerfolg und gilt bis heute als wegweisend für die deutsche Romantik, obwohl es kaum jemand mehr liest.

Wer nun glaubt, diese Bettina Brentano sei eine verschrobene Närrin gewesen, täuscht sich. Sie machte sich im 19. Jahrhundert vor allem als eine engagierte Sozialreformerin einen Namen und nahm an den politischen Debatten ihrer Zeit intensiv teil.

Als wäre die menschliche Gefühlswelt nicht kompliziert genug, stehen der Liebe gesellschaftliche Zwänge entgegen, wie das Beispiel des englischen Schriftstellers E.M. Forster (1879–1970) zeigt. Er wurde in Europa dank der Verfilmung seines Romans «Zimmer mit Aussicht» mit Helena Bonham Carter in der Hauptrolle bekannt. Forster verliebte sich in Cambridge in den indischen Intellektuellen Syed RossMasood in einer Zeit, in der Homosexualität in England strafbar war. Grenzenlos war seine Enttäuschung, als ihm Syed seine Verlobung bekanntgab. Forster verarbeitete diese unerfüllte Liebe und weitere schwule Beziehungserlebnisse in den Romanen «Auf der Suche nach Indien» und «Maurice».

Elementarkraft gegen den Tod

Mit dem Protagonisten Maurice Hall schuf sich Forster sein Alter Ego, einen Mann, der in Cambridge mit einem Studienkollegen seine sexuelle Neigung entdeckte: «Sie waren auf einmal nichts als eine Staubwolke für die Welt und scherten sich um niemanden, so als rauschten sie durch ein Reich jenseits der Menschheit einem unbekanntem Sommer entgegen», interpretiert Gasser. Nach dieser Erleuchtung war Maurice bereit für seine wahre Liebe zu einem Gärtner auf einem südenglischen Anwesen, der ihm neue Gefühlswelten eröffnete: «Von der flimmernden Nacht umschlossen, gelang ihnen Vollkommenheit», schrieb Forster in seinem literarischen Vermächtnis.

Das Liebesleben war für Forster der Fundus fürs Schreiben. Laut Markus Gasser beuten Schriftsteller ihr Leben erbarmungslos für ihre Kunst aus: «Sie nützen ihre Umgebung



Markus Gasser.

Schriftsteller beuten ihr Leben erbarmungslos aus.



Liebe als Elementarkraft gegen den Tod: Malcolm Lowry mit Gattin Jan Gabriel, Sylvia Plath, Bettina Brentano (im Uhrzeigersinn).

genauso aus wie ihre eigenen Gefühle.» Mehr noch: «Das Schreiben intensiviert das Gefühlsleben.» Das Schreiben steigert die Emotionalität.

Sünden in der englischen Provinz

Gasser ist durch die Beziehungsgeschichte des britischen Hofdichters Ted Hughes mit der amerikanischen Lyrikerin Sylvia Plath auf das Thema gestossen, wie er sagt. Das Paar erlebte zuerst eine nahezu symbiotische Beziehung; doch Hughes brach aus und liess sich auf andere Beziehungen ein. Seine Ehefrau Plath nahm sich in ihrer Verzweiflung 1963 mit 30 Jahren das Leben. Für Gasser ist «die Liebe die Ele-

mentarkraft gegen den Tod». In diesem Fall hat sie versagt.

Markus Gasser hat mit «Die Launen der Liebe» ein unterhaltsames Buch geschrieben. Er erleichtert den Zugang zu Werken der Weltliteratur, die zumindest in der deutschsprachigen Welt weitherum vergessen sind, wie etwa zum Gesellschaftsroman «Middlemarch» der viktorianischen Schriftstellerin George Eliot, die das Buch unter diesem männlichen Namen veröffentlichen musste, weil das Schreiben für Frauen damals unschicklich war. Im Fall von Eliot war die Discretion besonders angezeigt, denn sie lebte mit einem verheirateten Mann zusammen.

Beziehungssünden wie diese bedeuteten damals in der englischen Provinz, in der Welt von «Middlemarch», die gesellschaftliche Ächtung. Heute würde kein Hahn mehr danach krähen. Und dennoch ist die Liebe für die meisten nicht einfacher geworden.



Markus Gasser:
Die Launen der Liebe.
Hanser. 320 S., Fr. 36.90

Verbotene Sehnsucht

Ein russischer Starpianist, verheiratet mit der Tochter eines einflussreichen Dirigenten, pflegt eine heimliche Liebesbeziehung zu einem seiner Klavierschüler. Ein Buch widmet sich diesem Drama, das sich vor achtzig Jahren in Zürich ereignet hat. *Von Pia Reinacher*

In der Zentralbibliothek Zürich lagert ein brisanter Nachlass. Die deutsche Schriftstellerin Lea Singer bekam ihn vor sieben Jahren als Erste zu Gesicht: Nico Kaufmann, Arztsohn aus dem Zürcher Seefeld, mit 21 Jahren erster Klavierschüler des damals 34-jährigen russischen Pianisten Wladimir Horowitz, war der Geliebte des Meisterpianisten. Horowitz, seit 1933 aus strategischen Gründen mit Wanda, der Tochter des einflussreichen Dirigenten Arturo Toscanini, verheiratet, machte eine beispiellose Karriere. Der höchstbezahlte Pianist seiner Zeit war eine brillante Jahrhundertfigur, ein leuchtendes Ausnahmetalent – und blieb eine Musikerlegende bis zum heutigen Tag. Dass er schon als junger Mann an Depressionen litt, die sein Leben verdüsterten und sich nach der Vernunftsheirat verstärkten, war die verschwiegene Seite seines Erfolgs. Sie wurde genauso verheimlicht wie seine Homosexualität, die der 1903 in Kiew als Sohn eines jüdischen Elektroingenieurs und einer hochbegabten Musikerin geborene Pianist bis zu seinem Tod verleugnen musste. Homosexualität war strafbar, und Horowitz fürchtete nichts so sehr, wie identifiziert zu werden. Der Preis, den der gefeierte Virtuose zahlte, war ein gefährliches Doppelleben in einer eisigen Ehe und in abgrundtiefer Einsamkeit.

Liebesbriefe an Horowitz

Jetzt erzählt die Schriftstellerin Lea Singer im Roman «Der Klavierschüler» von dieser prekären Leidenschaft, die viel mit Macht, Sexualität, Lüge und verbotenen Sehnsüchten zu tun hat. Es ist ein notwendigerweise fiktionaler Roman auf der Grundlage des Briefkonvoluts, das sie einsehen konnte. Dass es überhaupt noch existiert, hat mit Nico Kaufmann zu tun. Horowitz vernichtete die Liebesbriefe seines Schülers, während dieser sich nicht an seinen Befehl hielt, alle Zeugnisse ihrer Beziehung zu ver-

Es ist die Geschichte einer verbotenen Leidenschaft, einer Amour fou zwischen Männern.

brennen. Kaufmann vermachte sie stattdessen der Zürcher Zentralbibliothek. Die Autorin und promovierte Kunsthistorikerin schrieb unter dem bürgerlichen Namen Eva Gesine Baur Sachbücher und Künstlerromane, etwa über Mozart und Verdi. Erzählerische Werke publiziert sie jeweils unter dem Pseudonym Lea



Empathie und Distanz: Autorin Singer.

Singer. Den Pianisten Horowitz verehrte sie schon immer, spätestens aber nachdem sie ihn 1986 in seinem legendären Berliner Abschiedskonzert gehört hatte. Als ehemalige Journalistin weiss sie um die glitzernde Attraktivität dieses Stoffes, der eine Mischung aus Prominenz, Tabuverletzung, Hochbegabung und Erbärmlichkeit vereint. Horowitz war doppelt ausgegrenzt und in einer unlösbar ambivalenten Situation gefangen: Als Homosexueller und Jude wurde er von den Nazis verfolgt – als Pianist lag ihm die Welt zu Füssen.

Lea Singer geht es darum, diese Geschichte gleichzeitig mit Empathie und Distanz zu erzählen und sich in dieses zerrissene Künstlerleben einzufühlen, das vordergründig von halluzinierendem Erfolg gezeichnet ist. Es ist die Geschichte einer verbotenen Leidenschaft,

einer Amour fou zwischen zwei Männern, die ungleicher nicht sein könnten: Hier der schöne, heitere, charmante, stabile, weltgewandte, braungebrannte, aber als Klavierspieler nur mittelmässig begabte Nico Kaufmann, der sich sexuell auslebt, gegen alle Widerstände. Sein Vater will ihn durch einen befreundeten Psychiater «therapieren» lassen und ihm die homosexuelle Präferenz austreiben; als es nicht gelingt, verachtet er ihn und stirbt, ohne sich mit dem Sohn versöhnt zu haben. Auf der anderen Seite sein Lehrer, der Pianist im Scheinwerferlicht, ein launischer, depressiver, feingliedriger, dünnhäutiger Mensch, ebenso sensibel wie aufbrausend, der nur maskiert agiert, sich dem Anpassungsdruck seiner Frau und dem mächtigen Schwiegervater beugt. Die sexuellen Eskapaden realisierte er nur im Geheimen, in einer

Mischung aus innerer Bedürftigkeit und schlaun ehetechnischen Schachzügen. Die Briefe zeugen von sexueller und emotionaler Abhängigkeit, aber auch von wilden Vorwürfen, mit denen der Pianist im Kingsize-Bett seinen Geliebten eindeckte, nachdem er überall Geschirr zerschlagen und die Scherben verstreut hatte: Berechnung, Kälte, Prominentengeilheit, Falschheit warf er ihm vor – nur um ihm im nächsten Moment wieder zu erliegen.

Anschauliche Zürcher Kulisse

Lea Singer erzählt die krisenreiche Beziehung aus den Jahren 1937 bis 1939, indem sie sich eines Tricks bedient. Sie erfindet mit Reto Donati eine Kunstfigur. Ihm erzählt Nico Kaufmann 1986 in Zürich, fast fünfzig Jahre später, innerhalb weniger Stunden die geraffte Fassung der fatalen Jugendbeziehung. Lea Singers Roman ist gleichzeitig erzählerische Imagination und genaue Recherche, was besonders für den Schweizer Leser attraktiv ist. Das Drama spielt sich zum grossen Teil in Zürich, in Meilen oder in Luzern ab, mit Abstechern nach Gstaad, ins Engadin oder nach Hertenstein am Vierwaldstättersee, wo Rachmaninow seit langem eine Villa direkt am See besass. Das «Baur au Lac», aber auch das «Grand Hotel National» direkt am See in Luzern oder das «Carlton Tivoli» sind beliebte Absteigen des Pianisten, wenn der Star an den Luzerner Musikfestwochen oder in der Tonhalle in Zürich auftritt. Die Abgeschiedenheit der Berge, am liebsten über 1000 m ü.M., sucht er, weil ihm der gesellschaftliche Trubel zuwider ist und er in Abgeschiedenheit zur Ruhe kommt.

Lea Singer hat alles akribisch vergegenwärtigt: das berühmte Zürcher Café «Odeon» mit seinen prominenten Besuchern und der eigenen Konditorei im Keller, das Seefeld, die Bar in der Kanonengasse, den «Kreis» im Kreis 4, die älteste Schwulenorganisation des Landes mit dem Magazin gleichen Namens, die Furrengasse in Luzern, das Hotel «Hirschen» im Niederdorf, die Fähre zwischen Meilen und Horgen, alles wird in diesem Roman zur anschaulichen Kulisse und zur Bühne, auf der das zermürbende Beziehungsspiel der gegensätzlichen Männer inszeniert wird.

Was immer am Roman «Der Klavierspieler» der historischen Wahrheit entspricht, was Fantasie und was Stilisierung einer prominenten Männerliebe: Lea Singer erzählt ebenso exemplarisch wie anschaulich die facettenreiche Geschichte einer verbotenen Männerliebe und zieht damit den Leser in ihren Bann.



Lea Singer: Der Klavierspieler. Kampa. 224 S., Fr. 33.90

Neuerscheinungen

Weibliche Triebzone

Die französisch-marokkanische Autorin Leïla Slimani hat einen verstörenden Roman vorgelegt über die sexuellen Abgründe einer gutbürgerlichen Frau – ohne feministische Pointe. Von Peter Keller

In «Belle de Jour» (1967), dem wohl bekanntesten Film des spanischen Regisseurs Luis Buñuel, beginnt die frigide wirkende Séverine, Hausfrau und verheiratet mit einem erfolgreichen Pariser Chefarzt, tagsüber und heimlich in einem Privatbordell als Prostituierte zu arbeiten. Sie, einst fad, schlapp und traurig, ist nun glücklich. Sie liebt die Hingabe an ihre Freier, selbst wenn diese brutal, ja sadistisch mit ihr umgehen.

Nun scheint es, als habe die französisch-marokkanische Autorin Leïla Slimani, die für ihren letzten Roman, «Dann schlaf auch du» den Prix Goncourt gewann, mit ihrem neuen Buch «All das zu verlieren» Ähnliches vorgehabt: Auch Adele lebt in Paris, ist zart und schlank wie Séverine und mit einem leicht biederem Chefarzt verheiratet. Zusammen haben sie ein Kind, leben im 18. Arrondissement, gutbürgerlich und grosszügig.

Adele, Mitte dreissig, arbeitet als Journalistin, mag ihren Job aber nicht, wäre lieber reiche Hausfrau. Wie Séverine geht sie fremd, aber nicht als Prostituierte, sondern umsonst, fast wahllos, mit unzähligen Männern, aber nicht auf schöne, besondere Art, sondern abgründig, dreckig, verzweifelt und brutal. Jedes Mal «während» und «danach» fühlt Adele sich leer, unerfüllt, sie überredet die Männer zu immer brutalerem Vorgehen an ihr. Irgendwann fliegt alles auf, ihr Mann, der erst an Trennung denkt, zwingt sie zu einem Umzug aufs heilsame Land, weg von der Stadt und dreckigem Sex.

Ehefrau-Fantasien

Wie lässt sich der weibliche Drang nach niedrigen, gewalttätigen sexuellen Begegnungen verstehen? Er hat in der Literatur nur eine sachte Tradition: es gibt Hetären, «Lady Chatterley», «Das sexuelle Leben der Catherine M.» und «Fifty Shades of Grey». In all diesen Fällen finden Frauen Erfüllung, ja Befreiung im Ausleben ihrer wie auch immer gearteten Sexualität. So wertet die Kritik auch Adeles Gebaren als Resultat von Fantasien einer gelangweilten Ehefrau. Das Buch, so der Tenor, sei eine moderne «Madame Bovary»-Geschichte: Die Protagonistin des gleichnamigen Romans von Gustave Flaubert lebt mit dem drögen Ehemann Charles und einer kleinen Tochter auf dem Land, das sie anödet. Sie träumt von einem anderen, feudaleren Leben, hat Verhältnisse mit zwei Männern, die, zumindest vorübergehend, verjüngend und belebend wirken.



Adele ist unglücklich: Schriftstellerin Slimani.

Zugrunde geht Emma an Schulden, nicht am Sexleben.

Slimani entwirft mit Adele keine wollüstige, im eigenen Begehren aufgehende Frau, keine neuartig verstörende und besonders dunkle Form von Feminismus. Im Laufe des Romans wird deutlich: Adele ist unglücklich, ihre Sexsucht laugt sie aus, sie möchte so nicht leben. Viele Sexszenen sind grau und traurig wie abgelegtes Altpapier, beim Lesen überkommt einen Frustration und tiefe Tristesse. Auf dem Land ist Adele, anders als Madame Bovary, zumindest vorübergehend so glücklich, wie es eben geht. Adele, so beschreibt es Slimani, ist eine als Kind zu früh sexuell übergriffigen Momenten ausgesetzte Frau, wuchs mit dem Gefühl der Wertlosigkeit auf, mit feindseliger, promiskuoöser Mutter und passivem, aber liebevollem Vater.

In Zeiten von #MeToo ist die von Slimani beschriebene Grauzone interessant; wir können an Sex leiden, weil wir an uns selber leiden, weil uns die Vergangenheit nicht loslässt. Sex, vor allem wenn er zwanghaft häufig und erniedrigend ist, kann die zwanghafte Wiederholung alter Traumata bedeuten, die Frauen – hier die Mutter – ebenso auslösen können wie Männer.



Leïla Slimani: All das zu verlieren. Luchterhand. 224 S., Fr. 33.90

Weshalb wir immer dümmer werden

Bis Mitte des 19. Jahrhunderts stieg der Intelligenzquotient der Menschen stetig an. Seither sinkt er. Woran liegt das?

Von James Delingpole

Haben Sie schon mal bemerkt, dass die Leute immer dümmer werden? Verkäuferinnen sind mit einfachsten Additionen überfordert, der Wortschatz schrumpft, Prüfungen werden leichter, technologische Durchbrüche sind selten und weniger spektakulär, Unternehmer haben Mühe, geeignete Mitarbeiter zu finden.

All das bilden Sie sich nicht ein. Es ist tatsächlich so. Überall in der Welt geht die durchschnittliche Intelligenz zurück. Im Westen erreichte der durchschnittliche IQ seinen Höchstwert zwischen 1850 und 1870 (nachdem er seit dem Mittelalter kontinuierlich angestiegen war). Seitdem geht es langsam, aber sicher bergab. Um 1900 waren Lehrer im Durchschnitt so intelligent wie heutige Professoren. Heutzutage sind Lehrer ungefähr auf dem intellektuellen Niveau eines Fabrikarbeiters von 1900.

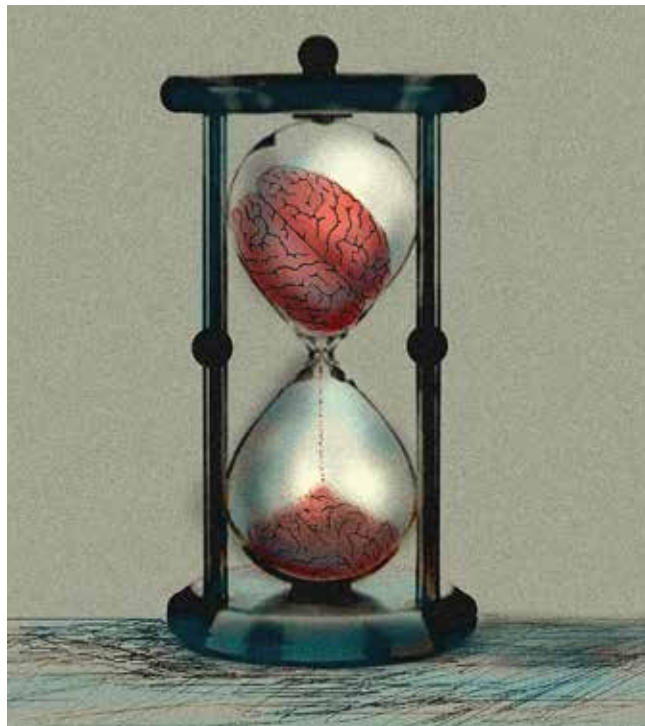
Umgekehrte natürliche Auslese

Das ist die ungewöhnliche, faszinierende und deprimierende These, die Edward Dutton und Michael Woodley of Menie, zwei umstrittene britische Wissenschaftler, in ihrem Buch «At Our Wits' End» vertreten. Umstritten sind sie nur, weil es das politisch korrekte Klima unserer Zeit so will. Seit Charles Murrays und Richard J. Herrnsteins aufsehenerregendem Buch «The Bell Curve» von 1994 (in dem der Zusammenhang zwischen Rasse und IQ erforscht wurde) werden offene Diskussionen über Unterschiede in der menschlichen Intelligenz tunlichst vermieden. Im besten Fall gilt das als taktlos und überheblich, im schlimmsten Fall werden Vergleiche mit der NS-Eugenik bemüht.

Doch die Autoren stellen fest: «Wissenschaft ist nicht dazu da, Sicherheit zu vermitteln, den Menschen ein gutes Gefühl zu geben oder den Zusammenhalt der Gesellschaft zu stärken.» Wissenschaft soll vielmehr die Wahrheit sagen, was in diesem Fall bedeutet, unsere tiefsitzende Empfindlichkeit zu überwinden und die Fakten zur Kenntnis zu nehmen. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ist eine umgekehrte natürliche Auslese zu beobachten, ein Prozess, bei dem intelligente Menschen sich in deutlich geringerem Mass fortpflanzen als dumme Menschen. Alle zehn Jahre sinkt der durchschnittliche IQ um etwa einen Punkt, also um zehn Punkte pro

Jahrhundert. Dieser Rückgang ist unerbittlich und wird nicht gut enden. Historisch gesehen, bedeuten Perioden mit einem niedrigen durchschnittlichen IQ mehr Krieg, Gewalt, Extremismus, Instabilität. Denken wir nur an das Römische Reich. Heute erleben wir das Gleiche.

Auf den ersten Blick leuchtet diese Theorie sofort ein. Vor dem 19. Jahrhundert mit seinen medizinischen Fortschritten konnten sich nur Wohlhabende und Mächtige (starke Indikato-



Ungeliebte These.

ren für Intelligenz) grosse Familien leisten, die trotz Kindersterblichkeit Bestand hatten. Die Armen dagegen wurden brutal dezimiert – durch Krankheit oder Hungersnot oder durch

Glaubt man an historische Zyklen, dann befindet sich die westliche Kultur im Herbst ihrer Tage.

die Todesstrafe, die an Verbrechern regelmässig vollstreckt wurde (ausgenommen all jene, die als lese- und schreibkundige Kleriker nicht der staatlichen Gerichtsbarkeit unterstanden). So gaben, Generation auf Generation, die Klügsten ihre Gene weiter, was bei den Dummen in der Regel nicht der Fall war.

Heute ist es genau andersherum. Intelligente Menschen ziehen es vor, nur sehr wenige

oder gar keine Kinder in die Welt zu setzen, während sich Arme keinerlei Beschränkung auferlegen. Dank grosszügiger staatlicher Unterstützung und kostenloser medizinischer Versorgung können sie sich unbekümmert vermehren und tragen auf diese Weise überproportional zum Bevölkerungswachstum bei.

Ach, und dem «Flynn-Effekt», dem zufolge wir bei IQ-Tests immer besser abschneiden, sollten Sie nicht unbedingt vertrauen. Es zeigt sich nämlich, dass dabei nur eine bestimmte, enggefassete Art von Intelligenz gemessen wird – abstraktes Denken, das mehr mit verbesserten Umweltbedingungen zu tun hat als mit angeborener Intelligenz. Wenn es um Details wie Rechnen, Wortschatz, Reaktionsschnelligkeit (guter Indikator für Denkschnelligkeit) geht, stehen wir nicht besonders gut da.

Natürlich wird dieses Buch nicht sehr viele Besprechungen bekommen. In unserer hyperempfindlichen, politisch korrekten Zeit, in der so viel Wert auf «soziale Gerechtigkeit» und Gleichheit gelegt wird, stösst die These der Autoren – kalt, klinisch, gestützt auf eine Fülle von Daten – auf wenig Gegenliebe. Man wird die üblichen Argumente vorbringen: dass IQ-Tests kein Massstab für wahre Intelligenz seien, dass sie rassistisch gefärbt seien, dass «emotionale Intelligenz» genauso wertvoll als Gradmesser von Intelligenz sei, dass Wissenschaft eine «moralische» Dimension haben sollte, die uns davon abhält, in Bereiche vorzudringen, die in der Allgemeinheit für Empörung sorgen oder vielen Menschen unangenehm sind.

Es ist alles vorbei

All das lassen Dutton und Woodley nicht gelten. Glaubt man – wie die Autoren – an historische Zyklen, dann befindet sich die westliche Kultur im Herbst ihrer Tage. Wenn die Menschen (wie der griechische Historiker Polybios schrieb) allzu viele Reichtümer anhäufen und die Furcht vor den Göttern verlieren (und ihr Gemeinschaftsgefühl sowie ihr Bewusstsein von Tradition und menschlicher Bestimmung), dann geht ihre Zivilisation zugrunde. Unsere Klügsten und Besten verstehen das instinktiv, auf einer atavistischen Ebene: Es ist alles vorbei – warum sollten wir also Kinder in eine Welt setzen, die keine Zukunft mehr hat?



Edward Dutton, Michael Woodley of Menie: At Our Wits' End. Why We're Becoming Less Intelligent and What it Means for the Future. Imprint Academic. 180 S., Fr. 47.90

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Lesen mit Karin Keller-Sutter

Der Pestalozzi-Kalender lebt. Die traditionsreiche Schüleragenda überzeugt auch in ihrer neusten Ausgabe.

Von Rico Bandle



Für alle Kinder, die gerne lesen.

Für Generationen von Schweizer Schülern war der Pestalozzi-Kalender ein unverzichtbarer Begleiter. In der ersten Ausgabe von 1908 schrieb der Herausgeber über das Ziel der pädagogischen Schüleragenda: Man wolle dazu beitragen, «dem Vaterland eine gesunde, tüchtige und fröhliche Generation zu erziehen».

Weit über 100 000 Exemplare betrug die Auflage in den besten Jahren, für Kinder aus bildungsbürgerlichen Haushalten gehörte das Büchlein zu den obligaten Weihnachtsgeschenken wie der Silberlöffel. Seit einigen Jahren gibt der Journalist Charles Linsmayer das traditionsreiche Büchlein heraus, jedes Jahr zu einem anderen Thema. Die Ausgabe für das kommende Schuljahr – wunderschön in einen gelben Leinenumschlag gebunden – steht ganz im Zeichen der Literatur.

Bundesratsfoto zum Start

Nach den Seiten mit der Agenda, die sich zum Eintragen der Hausaufgaben eignen, startet der redaktionelle Teil mit dem Bundesratsfoto. Dies wirkt wie ein Gruss aus Zeiten, als der Pestalozzi-Kalender in der Schweiz einen fast schon staatstragenden Charakter hatte. Auch ein Teil mit Formeln und Massen für den Mathematikunterricht sowie das Morsealphabet sind noch immer vorhanden. Ansonsten

aber macht der Kalender einen frischen, attraktiven Eindruck. Bundesrätin Karin Keller-Sutter erklärt in einem Interview, dass sie als Kind eine Leseratte war und dass die Benediktsregel von Benedikt von Nursia ihr ständiger Begleiter ist. Schriftsteller Adolf Muschg stellt in einem kurzen Text die beiden Grossfiguren vor, die dieses Jahr ihren 200. Geburtstag feiern würden, Gottfried Keller und Alfred Escher. Es gibt eine Geschichte der Schriftrträger, von der Tontafel über die Schriftrolle bis zum E-Book, und, besonders interessant: eine schöne Zusammenfassung der Schweizer Literaturgeschichte mit allen wichtigen Autorinnen und Autoren.

Nicht alles dürfte die Schüler gleichermaßen ansprechen, einiges scheint sich eher nach den Interessen der (erwachsenen) Autoren zu richten. Insgesamt aber ist dieser Jahrgang der Pestalozzi-Agenda wärmstens zu empfehlen. Für alle Kinder, die gerne lesen, ist das Büchlein das ideale Geschenk zum Start ins neue Schuljahr.



Pestalozzi-Agenda 2019/2020:
Herausgegeben von Charles Linsmayer.
Werd & Weber. 320 S., Fr. 15.80

Müder Euro

Wer will und kann, wird weiterhin seinen Obolus entrichten. Von Max Wey

Die Deutsche Mark wird es bald nicht mehr geben. Ja, ich weiss, Deutschland hat schon 2002 den Euro eingeführt, aber die Mark lebte weiter in der Wendung «keine müde Mark». Nun scheint sie aber endgültig schlappzumachen. Sowohl die Ausdrücke «müde Mark» wie «schnelle Mark» sind selten geworden nicht nur in Schweizer, sondern auch in deutschen Zeitungen. Der Satz «Geflossen ist bekanntlich keine müde Mark» stand im April 2016 in der *Solothurner Zeitung*. Aus dem *Spiegel* (2009): «Die Zeiten, in denen pro Spritze nicht mehr als ein paar müde Mark zu verdienen waren, sind ohnehin längst vorbei.»

Wieso ist die Mark überhaupt müde? Genau geklärt ist die Herkunft der Redewendung nicht. Eine Mark ist natürlich ein kleiner Wert, wahrscheinlicher ist aber, dass lautliche Gründe (Alliteration) massgebend waren. In der Schweiz ist schon länger von «müden Franken» die Rede, einem, wenn Sie mich fragen, äusserst zutreffenden Ausdruck, vermehren sich die Franken auf meinem Konto doch schon länger nicht mehr.

Eine stehende Wendung einfach abändern – geht das? Die Frage ist wohl nicht so sehr, ob dies erlaubt ist, sondern, was geschrieben wird. Und hier ist klar festzustellen: Der «müde Euro» hat übernommen. Wer in einer deutschen Fussgängerpassage die Leute mit «Haste mal 'ne Mark?» anspricht, wird wohl mit wenig Geld nach Hause gehen. Auch aus dem Glückspfennig ist zum Teil ein Glückscents geworden. Was früher keinen Pfennig wert war, ist heute auch oft keinen Cent wert. Hingegen wird aus einem Pfennigfuchser nur gelegentlich ein Centfuchser, auch wenn er immer häufiger den Cent und nicht den Pfennig zweimal umdreht.

Andere Redensarten werden uns erhalten bleiben, zum Beispiel «Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert» – nur selten werden daraus Cent und Euro. «Auf Heller und Pfennig» wird dagegen oft in «auf Euro und Cent» umgewandelt. Wer will und kann, wird weiterhin seinen Obolus (eine kleine Münze im alten Griechenland) entrichten und somit sein Scherflein (ursprünglich ein Silberpfennig) beigetragen haben.

Manch einer hat wohl schon einen schnellen Bitcoin gemacht. Die Sprache wandelt sich, aber eines bleibt sich gleich: Geld regiert die Welt. Milliardäre, die auch mal als Millionäre angefangen haben, wissen es. Wer das kapiert hat, bei dem ist der Groschen gefallen.



Die Bibel

Ein Speisungswunder

Von Peter Ruch

Es waren an die fünftausend Männer, die gegessen hatten, Frauen und Kinder ausgenommen (Matthäus 14, 21). Einmal mehr hab ich eine Predigt über die Speisung der Fünftausend gehört, wo sich die Botschaft in der Aufforderung zum Teilen erschöpfte. Das sagt mehr über den Prediger als über den Bibeltext aus. Diese Deutung schlägt eine Brücke vom Evangelium über das Teilen zum Umverteilen. Der Umverteilungsstaat ist ein beliebtes Versatzstück, wenn die Kirchenleute ihren theologischen Kompass nicht anschauen. Das Phänomen ist weit verbreitet. Das Wort *teilen* kommt jedoch nur gerade in der Markus-Version im Sinne von *verteilen* vor (6, 41).

Was sagt uns diese Wundergeschichte wirklich? Nachdem 5000 Männer – Frauen und Kinder kamen noch hinzu – Jesus gefolgt waren und der Tag sich anfang zu neigen, begann die Frage, wie man so viele Menschen speisen soll, seine Jünger nervös zu machen. Die Menge verfügte bloss zufällig über fünf Brote und zwei Fische. Die Jünger erwogen, die Leute wegzuschicken, um etwas zu kaufen. Es ist fraglich, ob die Händler abends noch genügend Lebensmittel gehabt hätten. Das ist der erste Knoten: Man steckt in einer drückenden Verlegenheit und sieht keinen Ausweg. Das gleicht der Lage der heutigen Welt. Ihr fehlt es zwar trotz der Bevölkerungsexplosion nicht an Lebensmitteln – ausser bei Katastrophen und Diktaturen. Aber Alarmisten und Angstmacher denken sich laufend neue Bedrohungen aus, welche den Weg in die Zukunft angeblich versperren. Das im Bibeltext auffällig erwähnte *Gras* zeigt, wie anfällig der Mensch darauf ist, denn *Gras* ist der Inbegriff der Hinfälligkeit (Psalm 103, 15). Nun fordert Jesus seine Jünger auf, aus dem dürftigen Proviant den Leuten zu essen zu geben. Es reichte, und zwölf Körbe blieben sogar noch übrig! Das ist der zweite Knoten: Die Zukunft gehört nicht den Verlegenheiten, Sorgen und Nöten, sondern dem Segen und der Erfüllung. Der dritte Knoten: Im Evangelium hat Jesus das bewirkt. Gott wird es ebenso für uns bewirken und die Sackgassen öffnen.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



Gedächtnis-Guerilla: Jack (Himesh Patel) in «Yesterday».

Kino

Welt ohne Beatles

Mit der Musik-Komödie «Yesterday» über den Zeitgeist ist den Briten die originellste Parodie auf die grassierende Vergessenskultur gelungen. Von Wolfram Knorr

Er singt «Yesterday», die Freunde sind sprachlos. Wann habe er den wunderbaren Song denn komponiert? Jack (Himesh Patel) ist zwar ein begeisterter, aber reichlich einfältiger Musiker. Ein Simplicissimus des Pop. Die Reaktion ärgert ihn, er fühlt sich verarscht. Komponiert? Der Song ist von den Beatles! Seine Zuhörer, zu denen auch die Jugendfreundin Ellie (Lily James) gehört, blicken ratlos: Beatles? «Ja!», brüllt Jack, «John Lennon, Paul McCartney...!» Lennon, McCartney? Jack ist fassungslos. Ist er in eine Parallelwelt geraten oder was? Er stürmt nach Hause und googelt Beatles. Käfer, Auto – ja. Popgruppe? Nein. Paul McCartney? Papst Paul II. ja, aber kein McCartney. Jack fällt aus allen Wolken. Liegt der Defekt an einem kürzlich erfolgten globalen Stromausfall, bei dem er mit seinem Fahrrad vor einen Bus krachte? Dann wächst eine Idee in ihm heran: Wenn niemand die Beatles kennt, er aber sie sehr wohl... Ein Schelm, wer Falsches dabei denkt! Und so wird er das, wovon er immer träumte – oder fast.

«Yesterday» heisst der britische Spass, den Richard Curtis («Four Weddings and a Funeral») schrieb und Danny Boyle («Slumdog Millionaire») inszenierte. Wie es zum kuriosen Gedächtnisverlust kommen konnte, der nur Jack nicht ereilte, wird nicht erklärt, und das ist gut so. Denn der Jux, den sich Curtis und Boyle machen, spielt mit sichtbarem Genuss mit dem

Zeitgeist-Wahn, den rasend wechselnden Moden, die – wie die Musikbranche, die nur noch geldgeil ist – dem Konsumdiktat unterliegen. Spielt Jack «Hey Jude» ein, wird er von seinem Gönner Ed Sheeran (der sich selber mit viel Ironie spielt) aufgefordert, den Titel zu ändern. «Hey Dude» klinge doch viel, na ja, viel..., also «Hey Dude». Schlägt Jack der durchgeknallten PR-Firma eine CD mit Namen «Penny Lane» vor, erntet er nur Spott: «Penny Lane, Penny Lane, ein dämlicher Strassenname? Was soll der Mist?!» Bei «Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band» wird nur wüst gestöhnt: «Gott, wie kompliziert! Wer kann denn das aussprechen!» Die Pilzköpfe sind out, kein memorierbarer Wissensbestand. In einer Gesellschaft, deren Geschmack so labil ist, dass sie substanzielle Werte nicht mehr pflegen kann und auch nicht will, ist Jack ein Gedächtnis-Guerilla. Was gestern war, ist kalter Kaffee, aber nicht für ihn. Aus dieser eigentlich gar nicht so grotesken Situation besteht der originelle Kern von «Yesterday».

Jack lebt in einer Südostküsten-Kleinstadt, jobbt im Baumarkt und möchte eigentlich ein Profi-Singer-Songwriter werden. Schafft er aber nicht; nur Ellie, die Freundin aus der Kindheit, hält zu ihm – und er merkt nicht, dass es echte Liebe ist. Als Jack die Beatles-Nummern aufgreift und Ed Sheeran auf ihn aufmerksam wird, steigt das Interesse an ihm. Darauf darf er

bei Sheerans Tournee als Opening-Act auftreten und wird bald mehr bejubelt als sein Gönner. Darauf sagt Sheeran: «Ich hab's kapiert. Du bist Mozart, ich Salieri.» Der Erfolg spült ihn in die kaltschnäuzige Los-Angeles-Popszene, und Albträume, als Hochstapler entlarvt zu werden, plagten ihn. Rettung aus dem Dilemma bietet nur die Liebe.

Richard Curtis ist ein Meister melancholisch grundierter Komödien, und Danny Boyle versteht es, sie mit scharfem Witz und tieferer Bedeutung aufzuladen. So gewinnt er mit einem Running Gag dem Vergessen selbst eine positive Seite ab: Einmal will Jack eine Cola bestellen. Die Kellnerin: «Co... was?» Ein andermal überkommt ihn backstage die Lust zu rauchen: «Hast du 'ne Zigarette?» – «Was ist das?» Und am Ende ereilt gar Harry Potter das gleiche Schicksal wie die Beatles. Aber das eigentliche Fazit aus «Yesterday» ist die Erkenntnis, dass die Musik der Beatles genial ist – auch für jene, die's vergessen haben sollten. ★★★★★☆

Weitere Premierieren

Spider-Man: Far From Home — Was soll noch kommen, nach dem Endspiel der Avengers? Die Helden sind erschöpft, sind zum Teil bei der Schlacht gefallen. Eine Pause ist mal notwendig. Keiner hat sie so verdient wie Peter Parker alias Spider-Man (Tom Holland), der beim Kampf gegen Thanos seinen Mentor Tony Stark verlor. Er möchte sich wieder mal entspannen, ein Junge sein, sich ganz seinen Kumpels und seiner grossen Liebe, der Mitschülerin Michelle Jones (Zendaya), widmen; und weil die Klasse gerade eine Europa-Reise plant, reagiert er weder auf die Anrufe des S.H.I.L.D.-Bosses Nick Fury (Samuel L. Jackson) noch auf die Bitte seiner Tante, sein Spider-Kostüm mitzunehmen. Er mache doch Urlaub, in Venedig, in Paris, in Prag! Doch kaum ist er in der Lagunenstadt, muss er schon ran. Ein Wassergeist versucht, alles in Schutt und Asche zu legen. Nur mit Hilfe des anderen Superhelden, Misterio (Jake Gyllenhaal), kann das verhindert werden. Peter Parker will sich doch nur an Michelle heranpirschen – aber die Unterwelt lässt ihn nicht in Ruhe, auch in Prag, Berlin und London nicht. «Far From Home» von Jon Watts («Cop Car») ist der mit Abstand amüsanteste Superhel-



Grossspurig: «Spider-Man: Far From Home».

den-Film. Direkt an «Endgame» anknüpfend, spielt er voller Selbstironie die Konflikte eines Teenagers durch, der Verantwortung übernehmen muss, obwohl er das (noch) gar nicht will. Geht's aber um die Trickeffekte-Schlachten, verliert «Far From Home» von seinem Charme und ist grossspurig. ★★★★★☆

Anna — Luc Besson, Europas Antwort auf Hollywood, hat ein Faible für Killer («Léon», 1994), besonders für weibliche: «Nikita» (1990), «Lucy» (2014). Seine neuste Killerin heisst Anna (Sasha Luss), ist ein begehrtes Model der inter-



Höllische Rasanz: «Anna».

nationalen Szene, in Wahrheit jedoch eine gefürchtete Killerin des KGB, ausgebildet vom Agenten Alex (Luke Evans), der ihr die Freiheit verspricht, dies aber selbstverständlich nicht einhält. Nach einem wüsten Coup wird sie vom CIA-Agenten Lenny Miller (Cillian Murphy) umgedreht; und der verspricht ihr das Gleiche wie Alex. Die Frau, von Männern manipuliert und abhängig. Doch am Ende triumphiert weibliche Solidarität: In der russischen KGB-Hierarchie will eine Frau (Helen Mirren) ganz nach oben, und Anna hilft ihr dabei! Luc Besson demonstriert seine Reverenz vor Frauen mit höllischer Rasanz, aber ohne Seele. ★★★★★☆

Knorrs Liste

1	They Shall Not Grow Old	★★★★★
	Regie: Peter Jackson	
2	Spider-Man: Far From Home	★★★★☆
	Regie: Jon Watts	
3	Red Joan	★★★★☆
	Regie: Trevor Nunn	
4	Tolkien	★★★★☆
	Regie: Dome Karukoski	
5	Rocketman	★★★★☆
	Regie: Dexter Fletcher	
6	Avengers: Endgame	★★★★☆
	Regie: Anthony u. Joe Russo	
7	Dolor y gloria	★★★★☆
	Regie: Pedro Almodóvar	
8	Long Shot	★★★★☆
	Regie: Jonathan Levine	
9	The Dead Don't Die	★★★★☆
	Regie: Jim Jarmusch	
10	Men in Black: International	★★★★☆
	Regie: F. Gary Gray	

Jazz

Eklektiker mit Biss

Von Peter Rüedi

Julian Lage, geboren am Weihnachtstag 1987, wurde, was sein Geburtstag versprach: ein Wunderkind. Mit sechs trat er als Gitarrist öffentlich auf, mit acht war er die Hauptperson in einem Dokumentarfilm («Jules at Eight»). Mit neun stand er mit Carlos Santana auf der Bühne, und als Teenager arbeitete er unter anderem schon mit dem Banjo-Virtuosen Béla Fleck und mit Gary Burton. Julians erste Liebe war der Blues, aber bald warf er sich mit einer grenzenlosen musikalischen Neugier auf alles, bei dem eine Gitarre gefragt war: Folk, Country, Klassik, Flamenco. Er bewunderte den gossen Andrés Segovia ebenso wie die Sitar-Virtuosen der indischen Musik und entdeckte, wie auch nicht, den Jazz über die Musik von Jim Hall und Bill Evans, nebst allen Spielarten von Rock und Pop. *Too much*, möchte man meinen. «Ich hatte immer diese «United Nations»-Haltung, was vielleicht etwas abgeschmackt klingt. Aber ich hielt es für meinen Job, alles, was ich für wichtig hielt, auszuchecken und dabei gründlich zu sein» (Lage zum *Rolling Stone*).

So wurde Julian Lage zu einem Eklektiker, aber zu einem, der nicht mit ein paar oberflächlichen Odeurs seinen Stil parfümiert. Ein furioser Eklektiker mit Tiefgang. Scheint ein Widerspruch in sich, ist es aber nicht; schon gar nicht im Jazz, an dessen Genetik viele Erzeuger mitwirkten. Julian Lages jüngstes Album führt uns ein weites Panorama vor und hält sich doch an einen stringenten, persönlichen Ton. «Love Hurts», der Titelsong, stammt von Boudleaux Bryant, interpretiert unter anderem von den Everly Brothers, aus dem Jahr 1960. «In Heaven» stammt aus dem Film «Eraserhead» von David Lynch; das letzte Stück, «Crying», ist eine Hit-Ballade von Roy Orbison aus dem Jahr 1961. Aber das Trio mit Lage, Dave King an den Drums und Jorge Roeder am Bass, wiewohl auf Melodien konzentriert, lässt mit seinem Biss keine Weichzeichner-Nostalgie aufkommen, erst recht nicht in den Nummern aus dem Jazzfundus: einem Stück von Ornette Coleman, zwei frühen von Keith Jarrett und einem von Jimmy Giuffrè. Am eindrücklichsten: zwei Originale von Julian Lage, «In Circles» und «Lullaby».



Julian Lage: Love Hurts. Mack Avenue MAC 1145



Thiel Recht

Von *Andreas Thiel*

Richter: Sie haben internationales Seerecht gebrochen und werden der Gefährdung von Menschenleben beschuldigt, der Ausnutzung der Notlage von Menschen und des Menschenhandels.

Schlepperin: Humanität darf nicht kriminalisiert werden!

Richter: Das stimmt. Also Freispruch! Der Nächste: Sie werden des Hausfriedensbruchs, der Sachbeschädigung, der falschen Anschuldigung, des unlauteren Wettbewerbs und der Nötigung beschuldigt.

Klimaaktivistin: Klimaschutz kann doch kein Verbrechen sein!

Richter: Das stimmt. Freispruch! Der Nächste: Man bezichtigt Sie der Gewalt gegen Frauen, der Drohung gegen Homosexuelle, der Nötigung von Minderjährigen und des Erschleichens von Sozialleistungen.

Imam: Religion kann doch keine Sünde sein!

Richter: Stimmt, Freispruch! Wen haben wir noch?

Gerichtsdieners: Ihr Sohn steht draussen. Er möchte, dass Sie ihm ein neues Auto kaufen.

Richter: Ist er verrückt?

Gerichtsdieners: Offensichtlich. Er droht, sich aus dem Fenster zu stürzen.

Richter: Na ja, das wollen wir ja auch wieder nicht. Sagen Sie ihm, er kriegt sein neues Auto. Sonst noch was?

Gerichtsdieners: Nachdem sich das Klima in den letzten Tagen wieder etwas abgekühlt hat, würde ich gerne mit meiner Familie spontan in die Ferien fliegen.

Richter: Das kommt nicht in Frage.

Gerichtsdieners: Wenn ich nicht bekomme, was ich will, springe ich ins Wasser, und ich kann nicht schwimmen!

Richter: Na gut, dann fliegen Sie halt in die Ferien. Was haben wir als Nächstes? Einen Falschparker.

Falschparker: Es war ein Notfall. Mein Hund...

Richter: Das kann jeder behaupten. Sie können Ihren Führerschein gleich abgeben. Es ist unglaublich, was die normalen Leute glauben, sich alles erlauben zu können.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Seifenoper um «Herzbaracke»

Rosenkrieg in der Theaterszene; Anastasia Kiefers neue Kollektion; Superkoch Beat Caduffs «Wine Loft» ist zu verkaufen.

Von *Hildegard Schwaninger*

Der Rosenkrieg um die «Herzbaracke» geht in die zweite Runde. Nachdem der Scheidungstermin zwischen **Barbara Pfaffen** und **Federico Emanuel Pfaffen**, der für März anberaumt war, kurzfristig abgesagt wurde (wegen Erkrankung der Richterin), nimmt man im September einen neuen Anlauf. Barbara Pfaffen, eine Cousine von Diogenes-Verleger **Philipp Keel** (seine Mutter und ihre Mutter sind Schwestern), wehrt sich, denn sie möchte die «Herzbaracke», das romantische Variététheater-Schiff am Zürichsee, für sich erobern. Das Schiff gibt es seit 1998, Pfaffen bewirtschaftet es mit **Nicole Gabathuler**, seiner Lebensgefährtin. Barbara Pfaffen ist im Brotberuf Kindergärtnerin, fühlt sich aber in der Theater- und Kunstwelt zu Hause, möchte die «Herzbaracke» für ihre beiden erwachsenen Kinder, **Anna Sofia** und **Tizian**, retten. Sie befürchtet, dass ihr Noch-Ehemann das Theaterschiff nach der Scheidung der zukünftigen Ehefrau verschreiben könnte. Man streitet zurzeit um eine mögliche Existenzgrundlage sowie um viel Geld.

Barbara Pfaffen möchte endlich auch die Alimente erstattet bekommen, von denen sie meint, dass sie ihr zustehen. Sie sei – obwohl Federico Pfaffen das Schulgeld für den Sohn bezahlt habe – jahrelang für den Unterhalt der Familie aufgekommen. Da konnte sie grosszügig sein, denn ihr Einkommen war sicher: Eine Zeitlang (bis Sommer 2018) führte sie in der

Stadt Zürich Kindergärten an drei Orten. Als sie Ende der achtziger Jahre mit ihrer kleinen Tochter in einer Sozialwohnung lebten, verdiente Barbara Pfaffen zu Hause als Tagesmutter Geld für die Familie.

Barbara Pfaffen wehrt sich gegen die Scheidung. Zurzeit untersucht sie – mit Hilfe von Anwälten, Steuerüberprüfungen und indem sie die Stiftungen kontaktiert, welche die «Herzbaracke» unterstützen – die finanzielle Situation ihres Mannes. Sie misstraut seinem ewigen Mantra «Ich habe kein Geld», glaubt zu wissen, dass er in einem Banktresor Gold gelagert hat. Federico Pfaffen, der zurzeit Theaterpause hat und in den Ferien ist, gibt keine Stellungnahme ab. Barbara Pfaffen: «Er redet nicht mit Journalisten.» Das, was Barbara Pfaffen die «Soap-Opera Pfaffen» nennt, geht weiter.

Anastasia Kiefer ist eine der attraktiven Russinnen, die einen Schweizer Mann erobert haben. Ihr Ehemann ist der Ex-UBS-Banker **Dieter Kiefer**, der kürzlich in Paris vor Gericht stand und heute mit Immobilien sein Geld verdient. Er trägt seine Frau auf Händen. Auch sie war einmal im Immobiliengeschäft (damals hiess sie noch Frau Oswald), doch das ist lange her – jetzt macht sie Haute Couture. Kürzlich hatte sie Geburtstag, und den feierte sie im «Key West» in Oberrieden (das Paar wohnt in



Fast verliebt

Unter der Knute

Von *Claudia Schumacher*

Für mich als junge und ledige Berufstätige sind verheiratete Rentnerpaare eine fremde Spezies. Wie ist das, wenn man schon jahrzehntelang zusammenlebt? Als emsige Forscherin dieser Spezies beob-

achte ich sie, wann immer ich Zeit habe, denn eines fernen Tages werde ich ja hoffentlich auch Teil eines solchen Paares sein.

Es gibt reizende Rentnerpaare, die liebevoll miteinander umgehen, keine Frage. Alle paar Schaltjahre hab ich schon welche gesehen, die sogar noch Händchen hielten. Allerdings begegnet mir sehr viel häufiger ein anderes Rentnerpaar, das mir leider archetypischer vorkommt: die herrische Alte und der schweigende Mann. Nennen wir sie Regula und Bruno. Sie begegnen einem auf jedem Wochenendausflug, auf jeder Bootsfahrt, in jedem Coop-Restaurant. Regula und Bruno sind mein persönlicher Albtraum. Sie traut ihm grundsätzlich gar nichts zu, hat ihn deshalb vollständig entmündigt. Er weiss angeblich nicht, wie man den Weg findet, wie man anständig mit der Kellnerin redet. Er weiss nicht, was er essen soll, dass ihm Haare aus der Nase wachsen und dass seine Hose einen Fleck



Existenzgrundlage: Pfaffen (r.), Gabathuler.



Preiswürdig: Anastasia (r.) und Anna Kiefer.



Wird in der Küche bleiben: Beat Caduff.

Horgen). Wie immer bei den Russinnen gab es genug zu essen und zu trinken – und auch etwas zu schauen. Nämlich Anastasia Kiefers neue Kollektion. Für die hat sie gerade in Moskau einen Preis bekommen, was sie der Welt per Instagram mitteilte. Im «Key West», idyllisch gelegen am Zürichsee, führte sie die Kollektion gleich selber vor. Auch ihre Tochter Anna und ein paar ihrer russischen Freundinnen waren in ihre neuesten Kreationen gehüllt. Im hellen Tüll sahen sie wie jungfräuliche Debütantinnen aus, Anastasia selber, mit ihren dunklen langen Haaren, erinnerte eher an ein Gespensterschloss.

Irgendwann stand Anastasia vors Mikrofon und sang – mit den Freundinnen – ein russisches Lied. Dafür hatte sie monatelang geübt. Das Klatschen war so dezent, dass sie das zweite Lied, das sie für die Gäste vorbereitet hatte, dann doch nicht sang. Aber ihr Mann war begeistert. Und unter den Gästen sah man Anita Buri und Tamara Sedmak und den Werber Eugen Baumgartner (Gründer des *Who is Who in Zürich*, das er an den Basler Fabian Schwarzenbach verkauft hat).

Beat Caduff ist einer der berühmtesten Bündner in Zürich – und ein begnadeter Koch. Sein Restaurant «Caduff's Wine Loft» (das Zürcher Lieblingsrestaurant von DJ Antoine) hat 16 Gault-Millau-Punkte. Beat Caduff hat die «Wine Loft» 1998 gegründet, à la longue will er sie verkaufen: für 1250000 Franken. Wobei er, wenn ein Käufer gefunden worden ist, eine Zeitlang selber noch in der Küche stehen will.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

hat. All das weiss Regula sehr viel besser. Und sie tut es lauthals kund, stellt ihn bloss, wo sie kann, spottet auch gern über ihn vor Freunden oder den erwachsenen Kindern.

Gehen wir einen Moment lang davon aus, dass Bruno all die Jahre über ein furchtbarer Ehemann war. Er arbeitete zu viel, nahm sich Affären und sich selbst zu wichtig, kam selten heim zu Regula, seiner lieben Hausfrau, und wenn doch, dann hörte er ihr nicht zu. Aber selbst dann muss man doch fragen: Was zum Teufel hat Regula von ihrer späten Rache? Die massive Garstigkeit, die sie nun kultiviert, steht ihr sehr schlecht zu Gesicht. Und wie gross kann die Freude sein, die sie aus der permanenten Unterdrückung ihres Mannes zieht? Ist nicht irgendwann gut jetzt, Feierabend für beide?

Vielleicht war Bruno ja auch gar nicht so schlimm. Womöglich waren Bruno und Regula

einfach ein normales Paar ihrer Zeit. Er arbeitete, sie blieb zu Hause. Und als er in Rente ging, verschob sich die Macht zwischen ihnen. Denn plötzlich war Bruno in Regulas Reich, unfähig, sich zurechtzufinden, alltagsuntauglich. Anstatt ihm zu helfen, atmete Regula die neue Macht ein wie Darth Vader, mit einem bösen Röcheln. Sie, die sich ihr Leben lang bedeutungslos fühlte, schwang sich nun auf zur Herrscherin über ihren alten Mann, liess sich komplett korrumpieren von der plötzlichen Macht, die ihr das Leben unvernünftigerweise zuschob.

Wenn ich ehrlich bin, habe ich keine Ahnung, was zwischen Bruno und Regula gelaufen ist. Aber eines weiss ich mit Sicherheit: Bevor ich werde wie Regula, gebe ich dankend den Löffel ab und springe mit grösstem Enthusiasmus eiligst ins Grab.



Unten durch

Halbmarathon

Von Linus Reichlin

Mein Freund Bruno hat sich scheiden lassen und ist jetzt mit einer zwanzig Jahre jüngeren Frau zusammen, sie heisst Sybill. Sie ist 38, sieht aber aus wie 55. Wie macht sie das nur? Als Bruno sie mir vorstellte, fragte ich Sybill: «Rauchst du viel?» Sie sagte: «Nein! Gar nicht. Warum?» Ich fragte: «Hattest du mal einen schweren Schicksalsschlag?» Auch das verneinte sie, sie sagte, sie habe bisher ein glückliches Leben geführt. Ich fragte: «Bisher? Du meinst, bis du Bruno kennengelernt hast?» Bruno lachte, aber Sybill nicht. Danach gingen wir zu dritt ins Kino, es lief eine Ingmar-Bergman-Retrospektive. «Sybill ist eine Bergman-Kennerin», sagte Bruno, «nicht wahr, Sybill?» Ich dachte: Bruno, Bruno, was hast du dir da nur eingehandelt! Du hattest eine so reizende 57-jährige Frau, Ruth, die dank eines griechischen Personal Trainers, einer bulgarischen Ernährungsberaterin und – aber davon wusste Bruno nichts – eines Oberwalliser Liebhabers fünfzehn Jahre jünger aussah. Ruth hatte im Sommer einen Bikini- und im Winter einen Thermounterwäsche-Body, und sie war eine Tarantino-Kennerin: Für sie war Ingmar Bergman eine Mumie der Kinematografie, und nicht mal die am besten erhaltene. Wie viel lieber hätte ich mir mit Bruno und Ruth eine Tarantino-Retrospektive angeschaut anstatt diesen Bergman-Kram, der einen, ganz ähnlich wie ein Papstbegräbnis, gleichzeitig langweilte und deprimierte.

Hinterher, in einer Weinbar, behauptete Sybill, Bergman sei der erste Regisseur gewesen, der Sexualität zum Thema gemacht habe, ohne sie aber zu zeigen. Ich dachte: Man könnte auch sagen, er war der letzte Regisseur, der nicht gemerkt hat, dass es viel besser ist, sie zu zeigen. Danach sprach Sybill aus unerfindlichen Gründen über Albrecht Dürers Bildsprache, und Bruno küsste sie, damit sie endlich den Mund hielt. Es ist immer dasselbe: Kurz vor dem Auftreten erster erektiler Dysfunktionen suchen Männer sich eine jüngere Frau, die dann über Albrecht Dürers Beitrag zur Entwicklung des Kupferstichs spricht, um den bejahrten Freunden ihres neuen Lovers zu zeigen, dass sie keineswegs nur ein junges hübsches Ding ist. Um Mitternacht,

»» Fortsetzung auf Seite 72

als Bruno schon die Augen zufielen, fragte ich Sybill, ob sie Lust hätte, noch in einen Klub tanzen zu gehen. Es war eine perfide Frage, denn natürlich hätte sie Lust gehabt, aber sie wusste, das Bruno einen Klubb Besuch zu so später Stunde nicht überlebt hätte. Bruno wiederum durfte sich nicht anmerken lassen, dass die Medikamente, die er zur Infarktprophylaxe schlucken muss und deren Nebenwirkung Schläfrigkeit ist, schon wirkten. Er sagte: «Schatz, wenn du noch tanzen gehen willst: Ich bin dabei! Jederzeit! *Let's dance!*» Ich sagte: «Bruno, *let's dance* sagt heutzutage keiner mehr, nicht wahr, Sybill?»

Jedenfalls gingen die beiden nach Hause ins Bett und ich ganz allein in meins. Aber ich wette, bei mir war im Bett mehr los, denn ich schaute mir vor dem Einschlafen noch einen Erika-Lust-Film an. Erika Lust ist eine «Pionierin feministischer Pornografie» (Wikipedia). Das bedeutet, dass es als Mann fast unmöglich ist, zu diesen Filmen zu onanieren – ausser wenn einen die Vorstellung, dass Frauen in Pornofilmen nicht ausgebeutet werden, erotisch stimuliert. Und das ist bei mir der Fall.

Am nächsten Tag traf ich Bruno im Chor, in dem wir beide Tenor singen. «Na, wie war die Nacht?», fragte ich, und Bruno sagte: «Ich war müde. Aber ich sag dir, Sybill könnte einen Toten zum Leben erwecken! Sie ist einfach eine Bombe!» Ich sagte: «Es kommt selten vor, dass Bomben Tote zum Leben erwecken.» Bruno sagte, ich sei doch nur neidisch. Nein. Denn Männern mit jüngeren Frauen steht ein anstrengendes Alter im Fitnesscenter bevor. Ich sagte: «Ich wette, du trittst nächstens aus dem Chor aus, weil du für den Halbmarathon trainieren musst.» Bruno fragte: «Woher weisst du das?»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Rauschen des Räuschlings

Von Peter Rüedi

Ich habe etwas gegen die Etikette «Sommerwein». Sie gibt gerade mal wieder, bei den gegenwärtigen Temperaturen nicht unverständlich, in Broschüren des gesamten Weinhandels unisono den Orgelton an. Klar, bei 36 Grad am Schatten steht auch mir der Sinn nicht nach Schwarzwäldertorte und hochprozentigen dichten önologischen Schwergewichten. Einmal abgesehen davon, dass sich bei dem, was vom Grill kommt, der Fettgehalt zuweilen kaum von einer Schwarzwäldertorte unterscheidet und zu einem argentinischen T-Bone-Steak ein happiger Malbec eher anzuraten ist als ein «Sommer»-Rosé aus der Provence. Nur sehe ich umgekehrt überhaupt nicht ein, weshalb ich diesen Rosé (so er denn überhaupt zu den wenigen gehört, die mir schmecken) nicht im Februar trinken soll, wenn mir nach ein paar Saunagängen, vor dem Kaminfeuer oder nach einer wieder einmal zu üppigen Schlemmerei der Sinn nach etwas Kühlem, aber nicht Banalem steht. So bin ich etwas erleichtert, dass dieser Räuschling von Urs Pircher nicht unter

der Affiche «Sommerwein» segelt. Obwohl strenggenommen auch das, ist er für das platte Prädikat einfach zu gut.

Der Räuschling, die autochthone, angeblich mit der Walliser Heida verwandte Sorte, hat seinen Namen nicht vom exzessiven Zuspruch zu dem aus ihm gewonnenen Wein, sondern vom dichten Laubwerk der Reben, das schon bei mässigem Luftzug eindrücklich rauscht. Der Räuschling, bis auf 22 hauptsächlich am Zürichsee angebaute Hektar fast verschwunden und dank des Engagements der Agroscope Wädenswil und einiger kluger Winzer in einer diskreten Renaissance begriffen, ist, sommers wie winters, einer meiner Lieblingsweine: Frisch belebend, mit einem diskreten Blütenduft und einer zurückhaltenden Zitrusfrucht, lässt er Raum für knackige mineralische Noten.

Der Räuschling von Urs Pircher, seit 1990 gewachsen im schönsten Weinberg der Ostschweiz, dem fabelhaft zur Rheinbiegung südlich abfallenden Eglisauer Stadtberg (eine Lage wie Mosel-Nord), trinkt sich genau so: wie eine rauschende frische, duftende Brise. Pircher, einst als Mitglied des Leichtgewichts-Achters um die Weltmeisterschaft ruderd, ist noch immer mit dem Zürichsee verbunden: über den Seeclub Zürich, der in Eglisau eine Dépendance unterhält, und eben über seinen leichten, im metaphorischen Sinn berausenden Räuschling, von dem er 3000 Flaschen produziert. Er verleiht wahrhaftig Flügel.

Pircher ist berühmt für seine drei Pinot Noirs, ein Weltmeister im Umgang mit der Deutschschweizer Lesart des Blauburgunders. Weniger bekannt sind seine raffinierten Weissen, allen voran dieser superbe Räuschling und sein Riesling.

Urs Pircher, Räuschling 2018: 12,5%. Weingut Pircher, Eglisau. Fr. 17.-. www.weingut-pircher.ch



Salz & Pfeffer

Die Brasserie schlechthin

Von Andreas Honegger

Vor bald dreissig Jahren assen wir in der Normandie in der Brasserie «Le Central» am Hafen von Trouville, und seither ist dieses Lokal für uns der Archetyp dieser Art

von Restaurant. Wir haben seinerzeit eine Speisekarte mitgehen lassen, und diese hängt noch heute in unserer Küche. Dannzumal sass Marguerite Duras am Nachbartisch, und wir kamen ins Gespräch. Sie verbrachte ihren Lebensabend in Trouville, und das «Central» war ihr Stammlokal. Damals wurde «L'Amant» verfilmt, der Roman im Umfeld ihrer Jugend in Indochina.

Die Meeresfrüchte sind hier sicher frisch, liegt die Brasserie doch nicht nur am Hafen, sondern auch direkt gegenüber der Halle mit dem Fischmarkt. Austern, Crevettes grises und Langoustines und die prächtigen *plateaux* mit all den herrlichen Dingen, die das Meer hergibt, sind einer der Schwerpunkte des Programms. Eine Sole meunière war hervorragend, schwamm allerdings etwas in der Butter. Auch Cabillaud, Turbot, Lotte und Raie beurre noisette (Rochenflügel an dunkler Butter) und die Moules à la marinière waren vorzüglich. Es gibt neben den Meeresfrüchten viele andere Brasserie-typische

Entrées wie Schnecken, Rosette de Lyon, Jambon, Œuf mayonnaise, Spinatsalat und so weiter. Auch die Fleischgerichte umfassen das klassische Programm: Chateaubriand, Steak Tatar, Pied de porc, Bavette à l'échalote oder – selbst hier in der Normandie – Choucroute und Frankfurter. Ein Steak haché war für unsere Gewohnheit etwas zu wenig gebraten, ein Contre-Filet an Béarnaise für *saignant* etwas zu viel. Eine karamellierte Apfeltorte als Dessert machte alles wieder gut.

Alles in allem war die Küche so sehr idealtypisch wie das Lokal mit dem Zink-Tresen, den Messinggriffen, den Lüstern und den herumeilenden Kellnern. Eine Flasche Puy Mouton aus dem Saint-Emilion passte prächtig ins Gesamtbild, und nach einer Runde Drinks übernahm es ein Taxi, uns nach Deauville zurückzubringen.

Brasserie Le Central, 158 Boulevard Fernand Moureaux, F-14360 Trouville-sur-Mer, Tel. +33 2 31 88 13 68



Auto

Sehen, was ist

Der batteriebetriebene Hyundai Kona hat einen grossen Vorteil gegenüber anderen Elektrofahrzeugen: die Reichweitenanzeige. *Von David Schnapp*

Als die Personal Computer in unserem Berufsstand Einzug hielten, musste man schnell ein wichtiges Prinzip lernen: «What you see is what you get» (WYSIWYG), es bedeutet in etwa «sehen, was ist». Und das war deshalb von Bedeutung, weil die meisten Systeme bis dahin Artikel nicht darstellen konnten, wie sie später in der Zeitung aussehen würden. Plötzlich aber waren die Anzeigen realitätsnah.

So ähnlich verhält es sich mit den Reichweitenangaben in Elektroautos. In vielen Modellen, die ich bisher getestet habe, unterliegen die Angaben starken sprunghaften Schwankungen. Die Fahrzeugcomputer analysieren Fahrstil, vergangene Fahrten, Aussentemperatur und selbst Navigationsdaten, was zu teilweise irritierend mäandrierenden Ergebnissen führen kann.

Das ist unangenehm, weil der grösste Unterschied zwischen batterie- und benzinbetriebenen Fahrzeugen immer noch darin besteht, dass Strom weniger gut und schnell

verfügbar ist als fossile Treibstoffe. Da sollte man sich nichts vormachen: Wer Elektroauto fahren will, wofür es gute Gründe gibt, muss besser planen und je nach Strecke Ladestopps einberechnen. Es geht insgesamt eher um ein Mobilitätskonzept als um ein blosses motorisiertes Fortbewegungsmittel.

Solide Vertrauensbasis

Als ich mit dem Hyundai Kona electric unterwegs war, zeigte sich sehr schnell, dass es keine Gründe für eine Furcht vor schnell abfallender Reichweite gibt. Vollgeladen kommt der Kona gemäss Anzeige 465 Kilometer weit, und wenn man sich an die in der Schweiz geltenden Höchstgeschwindigkeiten hält, kommt man problemlos über 400 Kilometer weit mit einer Ladung. Das ist eine ziemlich gute Leistung, welche viele Konkurrenzmodelle nur auf dem Papier erreichen.

Dabei ist der Kona ein gefälliges Fahrzeug, das mit 204 PS Leistung und etwas über 1800 Kilogramm Gewicht eine gute Balance auf-

weist. Es mag leistungsfähigere, luxuriösere E-Autos geben; sie sind aber oft viel zu schwer, was sich vor allem bei Autobahnfahrten negativ auf die Reichweite auswirkt. Der Innenraum des Kona ist eher schlicht als futuristisch: mit viel Hartplastik und einem Bediensystem, das eher konventionell wirkt, aber durchs Band funktional ist. Ausbaufähig ist die Integration von Lademöglichkeiten in das Navigationssystem, hier bleibt Marktleader Tesla führend.

Auf einer Tour an den Thunersee und wieder zurück nach Zürich baue ich eine solide Vertrauensbasis zum Kona auf. Die rund 300 Kilometer hätte ich problemlos geschafft, aber eine Mittagsrast in Deitingen Nord verbinde ich mit einer Ladepause. Erfahrene Elektroautofahrer wissen, es ist empfehlenswert, bei jeder Gelegenheit die Batterie aufzuladen, als sie ganz leer werden zu lassen. Das alles funktioniert beim Kona störungsfrei und reicht, um sich von dem Auto elektrisieren zu lassen.

Hyundai Kona electric

Motor: Elektromotor (Wechselstrom); Batterie: 64,0 kW
Leistung: 204 PS/150 kW; Max. Drehmoment: 395 Nm
Max. Reichweite: 470 km
Verbrauch (WLTP): 15,2 kWh/100 km
Höchstgeschwindigkeit: 167 km/h;
Preis: Fr. 46990.–, Testfahrzeug: Fr. 52200.–



Tamaras Welt

Alt, weiss und weise

Politisch inkorrekte Komik ist in einer von Überempfindlichkeit geprägten Gesellschaft nicht mehr zeitgemäss. Harald Schmidt hat das längst erkannt. Von Tamara Wernli

Keine Frage, als politisch inkorrekt, zynischer alter weisser Mann ist Harald Schmidt für das zeitgenössische Empörten-Milieu der Oberwiderling. Und dieses Image hat der Entertainer vergangene Woche im Interview auf ORF 3 bei «Kultur Heute» gebührend zementiert. Über die neue Männerrolle meinte er: «Man ist eigentlich in Deutschland verpflichtet, zu sagen: Der grösste Moment in meinem Leben war, als ich bei der Geburt meines Kindes dabei war. Das ist Pflicht.» Über sein Rollenverständnis als fünffacher Familienvater: «Sehr traditionell. Um es klar zu formulieren: Ich habe mich nie zum Familientrottel machen lassen. Oder wie ich es nenne: Kategorie Daddy Weichei.» Der «Mitt- bis Enddreissiger mit Struwelpudelmütze» krieche dem «vollgekotzten Baby im Hip-Café auf allen vieren hinterher». Das sei nicht seine Welt. Die Zeitung *Der Standard* hat darüber berichtet.

Schmidts gepflegte Arroganz – man muss sie nicht mögen. Persönlich bin ich kein ausgewiesener Schmidt-Fan, aber seine damaligen Late-Night-Shows habe ich gerne geschaut. «Familientrottel»: Anhand der Reaktionen bei Twitter liess sich feststellen, dass bei dem Wort eine Trigger-Warnung wichtig gewesen wäre. Die Truppe der schnell Beleidigten (darunter Familienväter, aber auch andere) fühlte sich angesprochen und äusserte ihr Verdikt umgehend und in routinierter Oberlehrer-Manier: Das sei nicht politisch unkorrekt, sondern das sei unsolidarisch, unfair, man habe Mitleid mit Schmidt, der so viel Schönes verpasst habe, und auch mit seiner Frau, für die das alles furchtbar belastend gewesen sein muss.

«Mit den heutigen Massstäben, auch der Political Correctness, der Sprachpolizei und des linksliberalen Mainstreams hätte ich meine

Show nach einer Woche abgenommen bekommen», sagte Schmidt in dem Interview weiter. Natürlich hat er längst erkannt, dass sich, gerade für seinen Berufsstand, vieles auf Kosten von künstlerischer Freiheit, Humor und Spontaneität verändert hat und man sprachlich bedeutend eingeschränkter ist. Vermutlich empfindet er eine gewisse Genugtuung darüber, seine besten Comedy-Jahre hinter sich und sich satirisch ausgetobt zu haben, in einer Zeit, da Humor einfach nur als Humor verstanden wurde und Witze nicht aufs kollektiv gekränkte Nervensystem gedrückt haben. Dass in den USA und Grossbritannien Comedians heute mancherorts vor einem Gig eine «Verhaltensvereinbarung» unterschreiben müssen, die sie verpflichtet, keine Witze über Dinge wie Religion zu machen und ihre Sprüche «respektvoll und nett» zu formulieren (kein Scherz), muss für ihn der reinste Hohn sein.

Von Chris Rock bis Jerry Seinfeld, viele Star-Comedians sind der Meinung, dass politische Korrektheit Comedy zerstört. Der Brite John Cleese (Monty Python) sagte einmal im Interview mit Bill Maher, dass er aufgehört habe, rassenbezogene Witze zu machen, nachdem das Publikum wegen Scherzen über Mexikaner wütend geworden war: «Du kannst Witze machen über Schweden, Deutsche, Franzosen, Engländer, Kanadier und Amerikaner – warum können wir keine Witze über Mexikaner machen? Ist es, weil sie so schwach sind und nicht selbst auf sich aufpassen können? Das ist sehr, sehr herablassend.» Amy Schumer, Dieter Nuhr, Birgit Steinegger und Michael Elsener, allen wurde schon Rassismus vorgeworfen, Letzterem, weil er Secondos aus dem Balkan parodierte. Ricky Gervais lässt sich seinen britischen Humor trotz teilweise

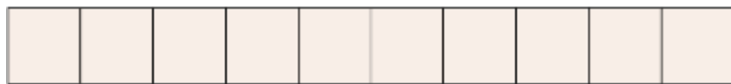
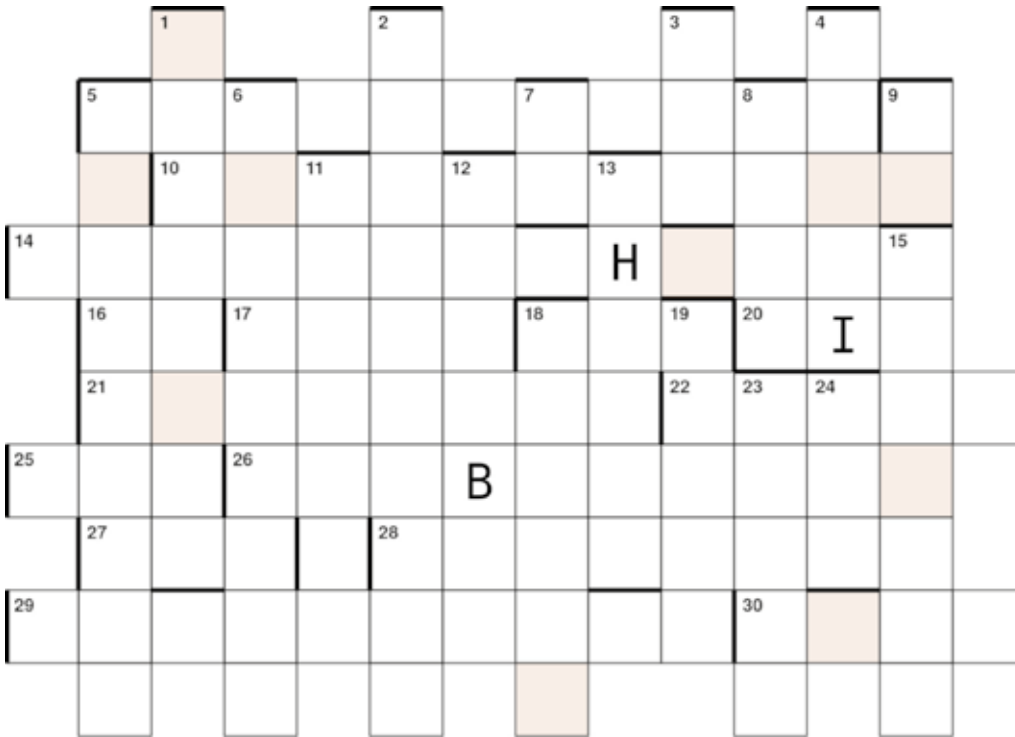
harter Kritik nicht beschränken. Auf Twitter schrieb er: «Hört auf, zu sagen, man könne nicht mehr über alles Witze machen. Man kann über alles Witze reissen. Einige Leute werden es nicht mögen, und sie werden es dir sagen. Und dann ist es an dir, ob du einen f*** gibst oder nicht. Es ist ein gutes System.»

Wer die Kritik aushält, macht eben weiter, die anderen passen ihre Show dem sensibleren Publikum an. Das Problem ist halt: Wenn Witze über Frauen oder Minderheiten-gruppen höchstens noch in gezähmter Form möglich sind und weil sich heute praktisch jeder zu irgendeiner diskriminierten Minderheitengruppe zählt, bleibt nur der weisse Hetero-Mann übrig – die Comedy der Zukunft ist also so prickelnd wie ein Nature-Jogurt.

Auch dürfte das Gag-Schreiben mit Rassismus/Sexismus-Warnsystem im Hinterkopf nicht allzu befriedigend sein. Neil deGrasse Tyson, Astrophysiker und populärer Debatte-redner, erklärt in einem Youtube-Video, wie man mit überempfindlichen Menschen in einem Publikum umgehen sollte: «Wenn man Worte oder Aussagen benützt, die jemand als kränkend empfinden könnte, sollte man Sätze darum bilden und sie auf eine Art formen, dass sie kugelsicher sind gegen Missverständnisse oder Missbrauch.» Die Empfehlung ist zwar nicht auf Comedy bezogen, offenbart aber das Dilemma.

Damit sich also kein einziger Zuschauer beleidigt fühlt, sollte ein Komiker eine Pointe heute etwa so aufgleisen: «Mit meinem nächsten Witz möchte ich keinesfalls Frauen herabwürdigen. Ich möchte sie auch nicht auf die gleiche Stufe setzen mit Terroristen. Es sind wertvolle Gesprächspartner, von denen man reichlich lernen kann. Wir sollten Frauen viel mehr zuhören. Und hier der Witz: Was ist der Unterschied zwischen einem Terroristen und einer Frau, die ihre Tage hat? – Mit einem Terroristen kann man noch verhandeln.»

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel. Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



Lösungswort — Etwa Leberzirrhose

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **5** Sie – pst! – wurden Caesar mit dreifachem Zwinkern als «JHKHLP-QLVVH» überbracht. **10** An der Latte abzulesen oder beim Marathon am Strassenrand aufgestellt. **14** Am Justin-Bieber-Konzert auf sowie vor der Bühne zu beobachten. **16** Z.B. in GB. **17** Galaktischer Tramper, auch namentlich etwas worse for wear. **18** Synonym mit adjektiviertem Halswärmer und auf der Insel modische Eintagsfliege. **20** Hermana o cuñada de madre o padre. **21** Das Parlieren in den Bart wird mit Wechsel beim Ersten grad zum Drücken schmiegender Art. **22** Was bei Golfanfängern oft statt des Balls durch die Luft fliegt. **25** Ihr männliches Pendant im Anklagefall. **26** Sie rennt beispielsweise beim Auftauchen von Achtbeinern oder beim Abtauchen der Sonne kreischend aus dem beziehungsweise ins Haus. **27** Der «Freude herrscht»-Döfl. **28** Was der Mund tut und wörtlich entsteht beim Zerkauen von Esswaren. **29** Reizt Demonstranten wie auch Zwiebelschneider. **30** Liefert Blut, Gold oder zum Leid von Radiästheten Wasser.

Senkrecht — **1** Initiative, geht unmittelbar «oder es knallt!» vor. **2** Der metallhaltige Ike. **3** Das Abschneiden dieser erhöhten Sitzgelegenheit führt redensartlich zum Schuss in den eigenen Fuss. **4** Vater des zivilen Ungehorsams, kennzeichnet Induktivitätsangabe. **5** Grünschnabel anderswo: Die Farbe stimmt, der Körperteil nicht ganz. **6** Etwa Schere, Stein, Papier; wird beim Fussball gehandelt. **7** Zeigt für wohnungssuchende Kettenraucher ungeeignete Anzeige an. **8** Ist sie sprichwörtlich windig, dann droht eine stürmische Ernte. **9** Kurzanrede für weibliche Durchlauchte; sollte man bei Grenzüberschreitungen dabei haben. **11** Leidvolles Dahingammeln aus ihr und Verkleinerungssuffix. **12** Ihm wird am día posterior a Navidad gedacht. **13** Schlussendlich gefährliche Bastelarbeiten von prisoners mit Gump-Komödiant ebenda. **15** Nicht dämlich, aber laut Berliner Punkern schweinish. **18** Variante der Bankerleine mit integriertem Diwan. **19** Wird getragen unter anderen vom «Tour de Suisse»-Gewinner oder andernorts beim Galadinner. **23** Firmenverbreitungsgebiet oder Hirschgelände? Umgekehrt! **24** Höfliche Anrede, nicht nur für knight bei Hofe.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 625



Waagrecht — **2** AD: Anno Domini, ade **6** KOPFBEDECKUNG: Mein Hut, der hat drei Ecken. **11** RETOURKUTSCHE **14** «ES» von Stephen King **15** NIA: Nya-Kult **16** FIGUR **17** ORNAMENTFORM **22** Du-bel wird zu DUEBEL. **25** (ALTA)R **26** KERNLOS **28** E(MAN)ZE **29** IUEDISCH **30** IN **31** MC(Donald) **32** BELEHRUNGEN: Anagramm von «gelben Uhren»

Senkrecht — **1** NOTENDRUCK **2** ABRIEB **3** (DEKA)N **4** IETI **5** FUHRMANN **6** KEHRREIM **7** (PO)SAUNE **8** FUN(damental) **9** DUFT(e): «Das Parfum» von Patrick Süskind **10** NEZ: franz. Nase und umgekehrt zen (ugs. cool) **12** SG: St. Gallen **13** CURTAIN: engl. Vorhang **18** M(ELDER): gaffer = engl. der Alte/Boss **19** FAEHRE **20** OLMA **21** ARZNEI: Anagramm von «Anreiz» **23** ESSEN **24** LOCH Ness **27** OIL: engl. Öl

Lösungswort — **ABENDANZUG**

Leserumfrage

Bewerten Sie die neuen Rätsel auf:
www.raetselfactory.ch/weltwoche.html

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



DIE ERSTE UHR AUF DEM MOND

Zum 50. Jahrestag der Mondlandung besinnt sich OMEGA jener goldenen Momente, die diesen legendären Tag bestimmt haben. Niemand erinnert sich daran so gut wie Buzz Aldrin, der eine OMEGA Speedmaster trug, als er den staubigen Boden des Mondes betrat und seine Spuren in der Geschichte hinterliess.

#MOONWATCH

Ω
OMEGA

Boutiques OMEGA: Zürich • Genève • Luzern • Interlaken • Bern • Crans-Montana • Zermatt • Bürgenstock